

# „Stern der Neger“



Katholische - Missions -  
Zeitschrift  
der Söhne des hlgt. Herzens  
Jesu.

Organ des Marien - Verein für Afrika.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Postzusendung 2 K ≡ 2 Mk. = 3 Franken.

Missionshaus Milland bei Brixen, Tirol

## Briefkasten der Redaktion.

**Z. Sch. 6123.** Ist die Sparbüchse bald wieder voll? Vielleicht könnte man sie zum Christkindl ausleeren! — Hölzls „Volkslieder“ sind nicht nur im Selbstverlag (Hölzl, Altenmarkt bei Radstadt), sondern auch in der Vereinsbuchhandlung, Salzburg, bei Seyfried, München, II. und durch jede Buchhandlung zu beziehen. — **Nach M.** Wie Sie sehen, habe gute, lange Schere; doch das schrecke Sie in Ihrem Eifer nicht ab, wie es bei

anderen leider zu beklagen ist. — **Nach M...** Nun hoffe ich viel Neues und Bilder. — **An mehrere.** Besten Dank für die Adressen und wir bitten noch um recht viele, auch Probeadressen. — **An viele.** Die dieser Nummer beiliegenden Erlagscheine können zur Bestellung des „Stern“ wie auch zu Almosen dienen und, wenn sie nicht selbst gebraucht werden, auch anderen zur Benützung gegeben werden.

Redaktionschluß am 13. Dezember 1904.

### Zur Bestellung

des neuen Jahrgangs oder auch zu anderen Zwecken haben wir unseren verehrten Lesern in Oesterreich zu ihrer Bequemlichkeit einen Empfangs-, beziehungsweise Erlagschein beigelegt, durch dessen Benützung alle weiteren Postkosten für die Geldsendung wegfallen. — **Außerösterreichische Abonnenten bestellen am besten mittels Postanweisung.**

### Zur Beachtung.

1. Unsere geehrten Leser und Wohltäter werden höflichst gebeten, ihre Adressen: Name und Wohnort samt Schleifnummer, recht deutlich zu schreiben und bei Geldsendungen stets genau anzugeben, wozu es dienen soll.

2. Die Abnahme dieser Zeitschrift, solange eine ausdrückliche Abbestellung derselben nicht erfolgt, gilt als Abonnementsverpflichtung.

3. Unter dem Titel Abonnementserneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifnummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben.

Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifnummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie unten nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

4. Einige Abonnenten, um nicht jährlich den Abonnementsbetrag für die Zeitschrift einjenden zu müssen, möchten wissen, welche Summe genügt, um lebenslänglich an den „Stern der Regier“ abonniert zu sein. Da nun der „Stern der Regier“ 2 Kronen kostet, wurde die Summe von 50 Kronen bestimmt, um lebenslänglicher Abonnent des „Stern der Regier“ zu sein.

## Kongregation der

„Söhne des heiligsten Herzens Jesu“,

— — — Missionäre für Zentralafrika.

Außer **Priestern** und **Theologen**, welche Neigung und Beruf zum Ordensstande haben und sich dieser Mission widmen wollen, finden in dieser Kongregation Aufnahme **Studenten** der oberen Gymnasialklassen, welche in entsprechendem Alter stehen und Neigung zum Ordensstande haben: endlich sind auch Laien (als Handwerker, Bauern usw.) als Ordensbrüder sehr erwünscht und für das Wirken der Kongregation von großer Wichtigkeit. — Es werden auch **brave und talentierte Knaben** aufgenommen und zu Missionspriestern ausgebildet, sowohl solche, welche noch keine, als solche, welche bereits eine oder mehrere Gymnasialklassen gemacht haben.

Wegen der sonstigen Aufnahmebedingungen wende man sich vertrauensvoll an den **Obern des Missionshauses der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ in Milland bei Brixen, Tirol.**



**Der Stern der Neger** dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern. — Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentralafrika).

„Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden, die frohe Botschaft des Heiles verkünden!“ Röm. 10, 15.

**Der Stern der Neger** erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Grixen (Tirol) herausgegeben.

Abonnement ganzjährig mit Postversendung 2 K = 2 Mk. = 3 Franken.

Heft 1.

Januar 1905.

VIII. Jahrg.

## Zum neuen Jahre.

Mit diesem Heft tritt unser „Stern“ in sein achttes Lebensjahr und, wie du siehst, lieber Leser und verehrte Leserin, hat er seinen alten Ueberzug mit einem schöneren lila Kleid vertauscht; denn das alte war ob des vielen Herumlaufens schon schrecklich abgenützt. Besonders fein ist er nun auch noch nicht aufgeputzt: er ist eben nur armer Leute Pflegekind.

Aber wenn er auch auf seiner weiten Wanderschaft durch Oesterreich, Deutschland, Schweiz, Frankreich, England und Afrika manches Unglück gehabt hat und mancher Kamerad ihn auch ob seiner ungebildeten und groben Manieren ein wenig ausgezankt hat, so hat er doch viele gute Freunde gefunden, weshalb er auch im Jahre 1905 herumziehen will. Und weil er sagt, daß manche Haustüren gar so eng und schmal sind, daß es sehr schwer ist durchzuschlüpfen, so haben wir den „Stern“ für diese Türen eingerichtet und auch den Mietzins ein wenig eingeschnürt.

Nimm also, teurer Leser, den „Stern“ wieder gut auf, verschaffe ihm beim Nachbar oder der Nachbarin ein Quartier. Das Quartiergeld weißt ja: zwei Kronen, wenn du in Oester-

reich oder Ungarn wohnst: dann nimmst du einfach den beigelegten Erlagschein, schreibst zwei Kronen samt deinem Namen und deiner Schleifennummer drauf und trägst es auf die Post (verbotten ist es nie, auch mehr Kronen und Heller hinzuzufügen). Bist du aber in Deutschland oder anderswo zuhause, dann zahlst du den Betrag mittelst Postbegleitadresse.

Der „Stern“ wird dir wieder gar manches Neue erzählen von Afrika und seinen Bewohnern, von der Arbeit der Missionäre, von deren Leiden und Freuden, von deinen Mitbrüdern und Glaubensgenossen, vom Glend der Neger, die, fern vom Licht des allein heiligmachenden Glaubens, in der Finsternis und Knechtschaft schmachten, und von den schönen Gnadenwundern, welche der liebe Heiland unter den Wilden Afrikas mittelst eurer Sparspennige wirkt.

Man braucht zwar nicht nach Afrika zu gehen oder afrikanische Zeitschriften zu lesen, um von Wilden zu hören, denn es gibt deren auch viele in Europa, die in zivilisierten Staaten schreien, toben, Menschenhandel treiben. Von diesen wird der „Stern“ nichts reden; auch mit dem japanischen Krieg will er nichts zu

tun haben. Er beabsichtigt, nur von den Arbeiten unserer und eurer Missionäre in Zentralafrika zu berichten.

Auf jeder Seite des Heftchens steht geschrieben: „Stern der Neger.“ Den Negern, den Schwarzen Afrikas, hat er sich mit Fleisch und Blut geweiht.

Du darfst es ihm darum nicht für übel nehmen, wenn er sich der Sache dieser Armen annimmt, ein wenig zudringlich wird und bittet und bettelt. Es geschieht ja doch nur den hilflosen Schwarzen zulieb und für jene, die alles verlassen, um sich ihrer anzunehmen und ihre Not und ihr Elend zu lindern.

Sollte der „Stern“ gar zu deinem Herzen reden und dich einladen, für die armen Neger ein Rettungswort zu werden, so lies mir fleißig weiter, bis die Gnade Gottes in deinem Herzen gesiegt und du entschlossen gesagt: Ich will auch nach Willand, ich will auch nach Afrika. — Nun möchte ich dir, lieber Leser und ver-

ehrte Leserin, zum neuen Jahr als Glückwunsch zurufen: Möge das neue Jahr für dich und die Deinen ein recht gesegnetes und gnadenreiches neues Jahr werden! Und als Geschenk kann ich dir zum Jahreswechsel die schöne Zahl von 2196 Tausen anbieten, die vom Jänner bis November in unserer Mission gespendet wurden. Viele von diesen unschuldigen Seelen haben bereits den Flug zum Himmel genommen und bitten für dich, daß Gott der Herr dir tausendmal vergelte, was du durch deine Mit-hilfe an ihnen Gutes getan.

Willst du nun, lieber Leser, zum guten Werk besonders mithelfen, dann nimm den „Stern“, zeige ihn den Bekannten und suche wenigstens einen neuen Abonnenten zu gewinnen.

Du verpflicdest mich dann zu besonderem Dank und darum soll für dich eine der drei Weihnachtswaisen gelten, die ich für dich lesen werde, um dir recht fröhliche Weihnachten und ein gnadenreiches Neujahr zu erbitten.



## Ein Besuch der Missionsstationen am Bahr el Ghazal.

Bericht des hochwft. Bischofs Msgr. Franz Faver Geyer, apost. Vikars von Zentral-Afrika.

Schon bei meiner ersten Reise, die ich im verfloffenen Winter im Gebiet des Bahr el Ghazal machte, regte sich in mir der Wunsch, jene Gegenden in der Regenzeit zu besuchen, um zu sehen, welche Orte der Gesundheit zuträglicher sind, und dort dann neue Stationen zu gründen.

Am 22. August d. J. konnte ich diesen meinen Plan in Ausführung bringen und reiste mit vier Brüdern auf unserem Dampfer „Redemptor“ von Chartum ab; wir führten auch Vorräte für die zwei letztgegründeten Stationen Mbili und Kayango mit. Die Fahrt am Nil ging ohne besondere Vorfälle gut vorstatten. Bei der Mündung des Bahr el Ghazal begegneten wir denselben Schwierigkeiten wie das erstemal.

Am 4. September kamen wir in den Dschur, einen Nebenfluß des Bahr el Ghazal. Während man in der trockenen Jahreszeit den Weg in das Innere dieser Provinz zu Fuß machen muß, wie es eben im verfloffenen Februar der Fall war, konnte man die Fahrt bis Bau und darüber hinaus zu Schiff machen. Die Regierung

benützt deshalb diese Zeit, von August bis November, um die nötigen Vorräte für die verschiedenen Stationen bis Bau zu liefern, und so werden auch wir es tun.

\* \* \*

In den ersten zwei oder drei Tagen fließt der Dschur in einem schiffbaren Bett, das 15 bis 20 Meter breit ist. An beiden Ufern stehen hohe, dichte Sumpfgräser, die sich ausdehnen, so weit das Auge nur reicht; kein Strauch erhebt sich in diesem ungeheuer großen Sumpf. Da der Fluß sehr reizend ist und fortwährend unzählige Windungen macht, ist die Schifffahrt in diesem engen Kanal äußerst beschwerlich und das umso mehr, wenn der Dampfer ein Schlepptau hat, wie es bei uns der Fall war. Anstatt eine regelrechte Schifffahrt, kann man ein solches Reisen vielmehr ein beständiges Kämpfen und Ringen nennen, da der Dampfer bald zur Rechten, bald zur Linken von den Gräsern befreit werden muß.

Weil aber der „Redemptor“ relativ klein ist, so ging er bei dieser Arbeit mit weniger

Schwierigkeit voran als die Regierungsdampfer, die sechs Tage bedürfen, um diese Strecke zu passieren, während wir in zweieinhalb Tagen durchkamen. \* \* \*

Weiter gegen Süden erweitert sich der Fluß und ist weniger reißend. Am Abend des 9. September kamen wir nach Wau. Wie viele Windungen der Fluß macht, kann man daraus erkennen, daß die Strecke zu Land von Meshra el Ref bis Wau 120 Meilen beträgt, zu Wasser aber 270 Meilen.

Nachdem wir in Wau die Vorräte, die für die Station Kayango bestimmt waren, abgeladen hatten, setzten wir am 10. September den Weg auf dem Fluß Dschur gegen Süden fort und kamen am Morgen des folgenden Tages in Mbili an. Die Station St. Peter Claver ist vom Fluß ungefähr eine Stunde entfernt. Die Eingeborenen, Dschur, welche zum erstenmal auf ihrem Fluß einen Dampfer sahen, kamen von allen Seiten her zugelaufen, um diese neue Art Feuerbarke zu bewundern. Gegen siebzig Männer und Weiber trugen die Vorräte auf ihren Köpfen vom Ufer bis zur Mission. \* \* \*

Das Personal von Mbili fand ich in bester Gesundheit und ganz begeistert wegen der Schönheit und gesunden Lage des Ortes. Auf der Anhöhe eines Hügels gelegen, umgeben von den schönsten Pflanzungen und Wäldern, erheben sich acht Hütten mit kegelförmigem Dach rings um einen weiten Hof; das Ganze ist mit einem Zaun umgeben. Dies ist die Station St. Peter Claver von Mbili. Eine der Hütten, auf deren Spitze das Kreuz aufgepflanzt ist, dient als Kapelle. Die Missionäre studieren mit Eifer die Sprache des Landes. Die Dschur kommen zu ihnen, um zu arbeiten, bringen ihre Kranken dahin, vertrauen den Patres ihre Streitfragen an und unterwerfen sich deren Entscheidung. Diese Dschur sind sehr einfach und man kann mit Recht hoffen, daß die Missionäre, sobald sie die Sprache kennen, mit Erfolg unter ihnen wirken werden. \* \* \*

Am 13. September reisten wir mit dem Dampfer weiter nach Süden, um den Volksstamm der Bellanda am rechten Ufer zu besuchen. Dieser Stamm war früher sehr zahlreich; aber jetzt ist er wegen der Einfälle der Njam-Njam,

die einen großen Teil in die Sklaverei führten, stark dezimiert. Dieses Volk macht einen guten Eindruck, zeigt sich sehr zugänglich und verlangt nach Bekleidung. Ihr Großhäuptling steht in guten Beziehungen zu den Missionären von Mbili.

Der ausgedehnte Landstrich südlich von den Bellanda bis zu den Njam-Njam, der dem Sultan Tombara angehört, ist gänzlich unbesiedelt, weil das Volk der Bongo, welches ihn früher bewohnte, der Streifzüge der Njam-Njam halber teils vernichtet wurde und teils ausgewandert ist.

Einer der mächtigsten Sultane der Njam-Njam, namens Zambio, ist der neuen Regierung feindlich gesinnt und diese bereitet für den nächsten Winter gegen ihn eine militärische Expedition vor. Aus diesem Grund ist es mir zu meinem größten Schmerz augenblicklich unmöglich, zu den Njam-Njam vorzudringen; ich hoffe aber, sobald die Ruhe hergestellt sein wird, in jenes große, gesunde und bevölkerte Land vorzudringen, um sofort eine Mission zu eröffnen. (Siehe S. 9.) \* \* \*

Nachdem wir nach Wau zurückgekehrt waren, machten wir uns am 16. September auf den Weg nach Kayango. Die Gegend bot jetzt einen ganz anderen Anblick als in der trockenen Jahreszeit. Wegen des häufigen Regens ist das Land, das früher ganz trocken und dürr dalag, mit einem üppigen Pflanzenwuchs von 2 bis 3 Meter hohen Gräsern bedeckt, so daß von den Hütten der Eingeborenen kaum die Spitzen sichtbar sind. Diese so hohen und dichten Gräser, der häufige Regen, die Gießbäche, welche daraus entstehen, und die stehenden Gewässer machen das Reisen zu Land äußerst beschwerlich und lange Reisen sind in dieser Jahreszeit überhaupt unmöglich.

Am zweiten Tag überraschte uns im Freien ein heftiges Gewitter. Von den Tieren, auf denen wir ritten, fiel eines nach dem anderen und warf uns ins Wasser samt allen unseren Sachen. Wir setzten unseren Weg mitten im hohen Wasser zu Fuß fort und ein jeder führte sein Reitthier, bis wir endlich gesund und wohlhauft, wenn auch ganz durchnäßt und mit Schmutz bedeckt, in der Station St. Franz Xaver von Kayango anlangten. \* \* \*

Die Station mit den acht großen Hütten, die einen breiten Hof einschließen und einen anderen für die Haustiere, samt einem Garten bietet einen schönen Anblick. Die Hütte, die als Kapelle dient, hat einen schönen Altar, den der Bruder Tischler aus Holz gebaut hat. Hier ließ ich einen anderen Bruder, den ich aus Khartoum mitgenommen hatte. Die Missionäre lernen die Sprache des Landes und erfreuen sich des Vertrauens der Eingeborenen (Golo), welche gern zur Mission kommen, um zu arbeiten und sich Arzneien und Kleidungsstücke zu erbitten. Man beginnt schon mit dem Unterricht der Jugend: im Haus haben sie einige Kinder, welche schon den heiligen Rosenkranz lateinisch beten, was mich sehr erbaute. Um einen regelrechten Unterricht der Jugend zu beginnen, wird man eine Schule eröffnen müssen. Die Auktorität des großen Golo-Häuptlings Kayango über sein Volk ist so groß, daß das Volk ohne seinen Befehl nichts tut. Andererseits rührt sich der große Häuptling kaum ohne eine Anordnung der Regierung von Wau. Auf Wunsch jener eifrigen Patres sprach ich deshalb mit dem englischen Gouverneur von Wau und bat ihn, er möge dem Großhäuptling Kayango empfehlen, die Kinder seines Stammes in die Schule der Mission zu schicken, was mir auch versprochen wurde. Ich hoffe also, daß jetzt die Missionäre bald die Schule eröffnen können.

\* \* \*

Wie ich schon in meinem Berichte über die erste Expedition schrieb, kommen die Golo mit Mohammedanern aus Darfur und aus Kordofan in Berührung. Seit mehreren Monaten haben einige Kaufleute, Djhallabba genannt, ihren Wohnsitz in Kayango aufgeschlagen und treiben Handel. Der Einfluß dieser Muselmänner auf den Häuptling und das Volk von Kayango ist sicherlich unserem Werk nicht vorteilhaft. Unsere Missionäre suchen nun Mittel ausfindig zu machen, um diesen Einfluß zu lähmen, und wir wollen hoffen, daß Gott ihre Bemühungen bald segnen werde.

\* \* \*

Nachdem wir nach Wau zurückgekehrt waren, reisten wir am 20. November nach Khartoum. Auf dem Rückweg besuchten wir einige Dörfer der Denka, welche an beiden Ufern des Flusses Dschur liegen, und auch einige Dörfer der Ruër

am Bahr el Ghazal, um jetzt in der Regenzeit gesunde Orte aufzufinden, wo wir mit der Zeit Stationen gründen werden. Am 27. September waren wir schon in Lul.

Um unsere Arbeit bei den Schilluk, einem sehr zahlreichen Volk, mehr ausdehnen zu können, halte ich es für gut, eine zweite Station zu gründen.

Unter allen Distrikten, die ich bis jetzt besucht habe, scheint mir der von Tonga, der 40 Meilen oberhalb der Mündung des Sobat liegt, der beste zu sein.

Er hat eine sehr große Ausdehnung, ist sehr bevölkert und ist der letzte Distrikt der Schilluk gegen Süden zu. Um den Posten besser zu kennen, reiste ich am 1. Oktober von Lul mit dem Obern dieser Station nach Süden. Fünf Meilen nach der Mündung des Sobat traten wir in den Fluß Lollo ein, der in der Regenzeit nördlich von Tonga bis in den No-See fließt, im Sommer aber fast gänzlich austrocknet. Wir besichtigten ihn fast in seinem ganzen Lauf und fanden sein nördliches Ufer mit einer großen Anzahl von Schilluk-Dörfern bedeckt.

In den Weißen Nil zurückgekehrt, setzten wir unsere Reise bis Tonga fort. Dort trafen wir mit dem englischen Gouverneur zusammen, der auf seinem Dampfer eigens von Fajshoda gekommen war. Wir wählten einen Ort mitten unter den Dörfern, deren der Distrikt ungefähr hundert zählt; der Ort ist vom Weißen Nil einige hundert Meter entfernt. Es ist der einzige Posten, wo das Ufer auch in der Regenzeit fast ganz trocken ist. Ich hoffe, daß im künftigen Monat zwei Patres und ein Bruder mit dem Notwendigen dorthin gehen können, um die neue Station zu eröffnen, welche wir der schmerzhaften Muttergottes weihen werden. \*)

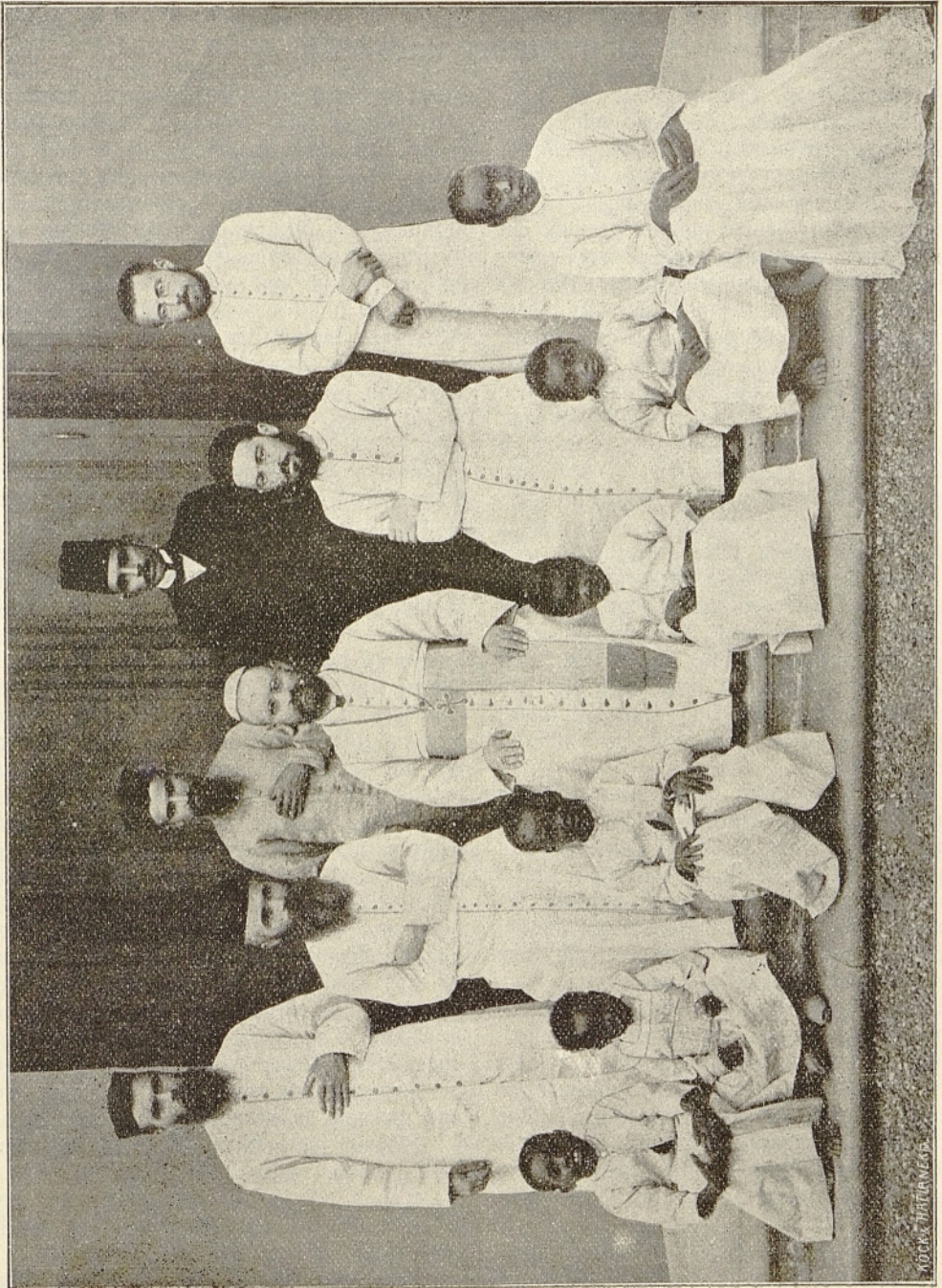
Nachdem ich so alles für die neue Station bestimmt hatte, reiste ich nach Khartoum zurück, wo ich am 10. Oktober glücklich anlangte.

Möge Gott der Herr unsere Pläne in Erfüllung bringen und alle unsere Werke reichlich segnen, damit wir sein Reich unter diesen armen Völkern so erweitern können, wie unser Herz es wünscht!

† Franz Xaver Geyer,  
apost. Vikar von Zentralafrika.

\*) Diese Station Tonga ist nun schon gegründet und wir hoffen, unseren Lesern bald einiges Interessante von den dort weilenden Missionären berichten zu können. (Ann. d. Red.)





Missionsbischof Franz Feyer Geyer mit seinen Missionären.

ROCK & BARTHELEMY

## Vom Nil zum Roten Meer.

Von Hochwürden P. Otto Huber F. S. C.

### 1. Von Berber nach Bāk.

Es war der 15. Februar 1904, als ich zu Berber bereit war, eine Reise nach Suakin am Roten Meer zu unternehmen. Meine Bekannten zu Berber hatten alles aufgebieten, um mir tüchtige, zuverlässige Leute zu verschaffen. Mein Führer, namens Atallah, ein schlanker Araber im Mannesalter aus dem Stamm der Djallin, durchzieht schon seit Jahren die Gegend zwischen dem Nil, dem Roten Meer und dem blauen Fluß; er kennt alle Täler, Berge, Bäume und Pflanzen und weiß über alles Auskunft zu geben; überdies genießt er den Ruf eines ehrlichen Menschen. Abderrahmán, mein Diener, ist noch Jüngling und auch Djallin; er hat ebenfalls schon Beweise von Treue und Ehrlichkeit gegeben. Zu meiner Verfügung hatte ich zwei Kamele, das eine für mich und das andere für mein Gepäck. Es war am Nachmittag; alle Vorbereitungen waren getroffen; besondere Aufmerksamkeit war den Wasserschläuchen geschenkt worden, da diese am meisten notwendig sind. Um 3 Uhr brach ich auf. Die Gläubigen begleiteten mich ein Stück Weg lang; auch einige Scheichs kamen herbei und beteuerten, daß meine Leute absolut zuverlässig seien.

Es ging voran auf einer öden, graslosen Fläche. Wehmütig blickten die Kamele zum Fluß zurück, wo ein herrliches Futter wächst, während es in der Wüste nur spärliches, hartes Gras gibt. Etwas von Berber entfernt, begann ein wenig Vegetation. Büschel von langem, dürrerem Gras und die von den Arabern Sarcha benannten Hecken kamen zum Vorschein. Nach ungefähr zweistündigem Ritt gelangten wir an den Brunnen „Machubé“. Dieser soll vom Pascha Machubé in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gegraben worden sein. Die Gegend heißt „Abu Farar“. Der Baggara-Emir Zaki, der Befehlshaber von Berber war, hatte sich hier einen Erholungsort errichtet; nun liegen sämtliche Gebäude in Ruinen.

Viele Raben saßen in der Nähe des Brunnens. Gazellen fraßen an den dichtbeblätterten Sarcha-Sträuchern und entflohen erst, als wir ganz in die Nähe kamen. „Das ist ein gutes Zeichen; das bedeutet, daß wir eine glückliche Reise

haben werden,“ riefen fröhlich meine Leute aus und gingen munter voran. Die Dämmerung brach herein und kurz darauf wurde es Nacht. „Herr, es ist Nacht und mondfinstern,“ rief mir Atallah, der Führer, zu, „es ist besser für uns, abzustiegen.“ Gesagt, getan. Grasbüsche und Gesträuch bedeckten die Erde. Der Ort war zum Rasten wirklich gut. Beim Auswählen der Ruheplätze hat der Karawanenführer ein ganz besonderes Geschick. Er sucht stets jene Stellen auf, die mit Vegetation bedeckt sind. Dort kann man gewöhnlich leicht dürres Gras und Reisig finden, um das Feuer anzuzünden. Die Kamele aber läßt man nachts an den Grasbüscheln und den Baumblättern weiden. Diese Nacht jedoch ließ Atallah seine Kamele nicht herumlaufen, im Gegenteil, er band sie sorgfältig. „Gerne möchte ich meine Tiere diese Nacht grasen lassen,“ bemerkte er, „aber ich darf es nicht tun aus Vorsicht, denn sonst würden sie nachts nach Berber zurücklaufen aus Sehnsucht nach dem guten Futter der Flußinseln. Wenn wir aber ein paar Tagereisen entfernt sein werden, können sie wohl bei Nachtzeit weiden.“ Ich ließ mich nieder auf meinen Teppich, den mir der Diener auf dem Wüstenrand zurechtgemacht hatte, und nahm Speise; meine Leute taten dasselbe. Hierauf wollte ich mich waschen, um den Sand und den Schmutz los zu werden. Atallah aber riet mir davon ab. „Bedenke, o Herr, daß wir in der Wüste sind,“ sagte er, „und ungefähr drei Tagereisen vom nächsten Brunnen entfernt. Dort gibt es nur schlechtes Wasser, von dem du nicht trinken kannst. Du bist also bis zum zweiten Brunnen, das heißt fünf Tage lang, auf die Wasserschläuche angewiesen. Ueberdies weiß man nicht, was vorkommen kann; wird es z. B. einem von uns unwohl, so ist vor allem Wasser nötig; sei deshalb sparsam im Wasserverbrauchen.“ Müde hüllte ich mich nach kurzem Gebet in meine Decke und schlief. Unaufhörlich sauste der Wind durch Gebüsch und Gras. Das war die erste Nacht in der Wüste.

Am folgenden Morgen war es außergewöhnlich frisch. Ursache davon war der Wind der vergangenen Nacht. Ein warmer Tee labte und belebte unsere schlaffen Glieder, dann er-



hoben wir uns ohne Verzug. Das Aufsteigen des Kamels ist bekanntlich nicht sanft. Zuerst schnellt es mit den Oberschenkeln der Hinterbeine empor und versetzt dabei dem Reiter einen tüchtigen Ruck. Dann erhebt es die Vorderbeine und die Unterschenkel der Hinterbeine. Dabei muß man etwas vorsichtig sein, um nicht zu fallen. Während die Kamele aufstanden, ersuchte mein Führer mit frommen Sprüchen die Hilfe des Propheten und der heiligen Scheichs, damit es gut gehe. Unter den Scheichs war stets an erster Stelle der Abd el gader — „Ja Abd el gader la Scheich al guali“, d. h.: „O Abd el gader, o Herr der Kraft!“ rief täglich zu wiederholtenmalen beim Aufstehen der Führer mit lauter Stimme. „Wer ist dieser Abd el gader, den du beständig anrufst?“ fragte ich Atallah, meinen Führer. „Abd el gader.“ erwiderte dieser, „ist ein großer Mann; gepriesen sei sein Andenken für immer; seine glorreichen Taten gehen von Geschlecht zu Geschlecht. Er ist der Beschützer aller Karawanenführer. Abd el gader lebte zu Zeiten des Propheten, er war Scheich zu Bagdad. Die Einwohner dieser Stadt hatten oft Gelegenheit, seine Werke anzustaunen.“

Unter anderem besaß er einen Garten, den ein Schöpfrad bewässerte. Eines Tages ereignete es sich, daß der Dchse, der das Schöpfrad umdrehte, nachdem er abgespannt wurde, davonliefe in die Steppe. Ein Löwe kam und fraß ihn. Als Abd el gader die traurige Nachricht davon erfuhr, geriet er in vollen Eifer und befahl seinen Dienern: Gehet hinaus und rufet dem Löwen zu: O Löwe, der du Scheich Abd el gaders Dchsen gefressen hast, höre an: Abd el gader befiehlt dir im Namen des Propheten zu kommen und das Schöpfrad zu drehen anstatt des Dchsen, den du verschlungen hast. — Die gehorsamen Diener erfüllten ihren Auftrag. O Wunder! Der Löwe kam, ließ sich anspannen und drehte das Rad bis zu seinem Tod. Dann stellte sich ein neuer zur Verfügung und heute noch dreht ein Löwe das Schöpfrad, das Abd el gaders Erben gehört. So ist es wirklich, denn glaubenswürdige Leute, die von dort herkommen und Augenzeugen sind, erzählen so.“

Die Reise ging indessen voran über einen meist wüsten, steinigen Boden. Es erschienen allmählich die Gipfel des Dogaiaberges zur Rechten, später auch diejenigen des Darbeikanberges zur Linken und nach mehrstündigem

Mitt gelangten wir zum trockenen, breiten Bett des Salam-chor. Die Gegend heißt Abu Salam. Es ist dies der Salambaum, ähnlich der Sunt (*populus rilonica*), der hier sehr häufig vorkommt und der ganzen Umgebung den Namen gibt. Der erwähnte Salam-chor hat seinen Ursprung an den Abhängen des Dogaiabergstockes, etwa  $1\frac{1}{2}$  Tage entfernt nach Südosten, und mündet ein paar Stunden unterhalb Berber in den Nil. Das Salamtal gehört den Leuten von Berber, die dort ihre Saatfelder haben. Wenn der Charif günstig ausfällt, nämlich, wenn einige reichliche Regengüsse niedergehen, begibt sich jedweder auf sein Feld und besät mit Durrah das vom Regenwasser durchdrungene Erdreich. Mancher gräbt auf seinem Eigentum noch eine Grube, um darin das Wasser zu späterer Verwertung aufzubewahren. Unter dem Einfluß der Feuchtigkeit und der afrikanischen Sonne beginnt die Durrah bald zu sprießen und wird groß. Dann läßt der Eigentümer irgend jemanden dort zur Bewachung gegen Diebe und Vögel, bis die Frucht zur völligen Reife gelangt.

Jenseits des Salam-chor dehnt sich wiederum eine weite, einförmige Fläche aus, die auch von den Leuten von Berber bebaut wird; sie ist hier und dort mit spärlichem Gras und Hecken bewachsen. Zur Rechten und zur Linken, so weit nur das Auge schweift, herrscht das Trugspiel der sogenannten Fata Morgana, das heißt, es scheint, als ob ein großer See vor uns wäre, aus dessen Wassern die Bergwasser des Dogaia und des Darbeikan hervorragen. Abends ritten wir in einer Niederung zwischen den beiden Bergen, woselbst wir auch die Nacht verbrachten.

Eine öde, kahle Fläche war rings um uns herum, als wir am folgenden Morgen vom Schlaf erwachten. Der Weg ging über eine steinige, wüste Ebene mit spärlichem Graswuchs; entfernt nach Südosten hin erschien der Berg Kulmattaeg. Nichts Interessantes fiel uns diesen Morgen in die Augen, ausgenommen eine gewaltige Steinsäule, die allein in der Ebene emporragt, nach oben bedeutend umfangreicher als nach unten. Araber und Beduinen ruhen unter ihrem Schatten aus. Die Gegend heißt Abu Dffa. Gegen Mittag gelangten wir an den niedrigen Berg Gremid zur Rechten und rasteten im kleinen Tal des gleichen Namens, etwas vom Berg entfernt. Verschiedenartige grüne Bäume, wie die Sarcha, die

Tontoba, die Samra mit ihrer tafelförmigen Krone, und dichte Büsche von grauem Arabgrafe verleihen dem Tälchen Anmut und Reiz. Häufiger Kamelmist, Kohlen und Knochen, die herumliegen, beweisen, daß auch die Beduinen oft dort absteigen. Am Nachmittag wird die Gegend noch viel trostloser; wir durchzogen ein wellenförmiges, sandiges Terrain; es ist dies ein Vorpiel zu den riesigen Sanddünen des Bak, in deren Nähe wir abstiegen, um die Nacht dort zu verbringen.

Abderrahmán, mein Diener, bereitet das Abendessen vor, während hndessen Attallah mich

ganz und gar nicht, sonst verderben sie uns den Tag. Sollte es aber doch vorkommen, daß solch eine Person sich bei uns im Haus sehen läßt, so wagen wir es zwar nicht, sie abzuweisen, aber wir benehmen uns mit ihr dermaßen, daß sie zum zweitenmal nicht mehr kommt. Diese Leute richten hauptsächlich unter dem Vieh großen Schaden an. Erkrankt ein Stück Vieh, so erkundigen wir uns vor allem, ob irgend jemand, der seines bösen Auges wegen bekannt ist, in den Hof kam, und sofort wissen wir, von wo die Krankheit herrührt. Aus Furcht vor dem bösen Auge lassen wir



Schmiede der Schilluk (Text Seite 10).

unterhält, indem er alte Erinnerungen und Erlebnisse auffrischt: er weiß tausend Sachen. Er hat unter anderem heilsame Furcht vor dem bösen Auge, dessen verderbliche Folgen er auf lebhafteste Weise schildert. „Herr,“ sagte er mir, „nichts Schlimmeres als das böse Auge. Wiſſe, daß es Leute gibt, deren Blick unheilbringend ist. Solche findet man überall, auch bei uns zu Berber, und überall sind sie ihres neidischen Blickes halber bekannt. Wir lieben es nicht, dergleichen Leute in unsern Häusern zu sehen. Morgens in der Früh aber wollen wir sie

kein Großvieh, wie Kamele und Kühe, draußen auf den Flußinseln grasen; das Vieh muß im Stall bleiben; nur ein Stück führt man hinaus, das Futter zu holen, und dazu erwählt man das magerste, damit es ja nicht vom bösen Blick getroffen werde. Ich besaß einst viele Kamele, habe sie aber alle verloren wegen dem bösen Auge eines gewissen Heſen, der bei uns wohnt. O wie viel Unglück hat der schon angestiftet! Dieser boshafte Mensch saß einst am Brunnen Bak, als meine Kamele und diejenigen meiner Freunde zum Trinken

kamen; der schlimme Mensch rief aus: O sind diese Kamele schön und zahlreich! Diese Worte erfüllten mich mit Kummer für mein Vieh; und sieh, nach ein paar Tagen kamen die Derwische und stahlen sie alle. Gott soll den boshaften Hején strafen! Auch auf die Lebensmittel hat das neidische Auge verhängnisvolle Folgen," fuhr Atallah weiter. „Auf dem Marktplatz zwar kann es den Speisen keinen Schaden antun, denn Allah Cheter, das heißt der Erzengel Gabriel, geht auf demselben einher, die Ezwaren vor jedem bösen Blick zu bewahren.

bin nämlich stink und geschickt beim Arbeiten. Da schwoll mir eines Tages die Hand an; der ganze Arm schmerzte mich und ich empfand ein allgemeines Unwohlsein. Ich ging zum Fakih. Dieser nahm ein Buch herbei, las darin und fand genau, daß ich von einem neidischen Blick getroffen worden war. Mein Sohn, sagte er, du bist krank am ganzen Leib. Das hat das böse Aug' getan. Nun sollst du aber eine Medizin bekommen. — Er schrieb auf zwei lange Papierstreifen, zerstückelte und verbrannte sie, indem er mir befahl, den Kopf über den Rauch

Krieger der Ham-Ham. (Text Seite 3.)



Niemand sieht ihn zwar, aber er ist doch gegenwärtig, denn unsere Fakih lehren so. Gott sei gedankt für seine Güte, daß er den Gläubigen seinen Engel schickt, damit sie wenigstens gesunde Speisen einkaufen können! Wenn man aber den Marktplatz verläßt, so begibt man sich auch außerhalb des Schutzgebietes des Erzengels und dann heißt es achtgeben. Sollten z. B. deine eingekauften Speisen beim Heimweg vom bösen Blick behaftet werden, so sei gewiß, daß zu Hause deiner ein Unheil erwartet.

Abderrahmán, der bisher mit höchster Spannung Atallahs Erzählung gefolgt war, begann nun ebenfalls aus eigener Erfahrung zu reden. „Ich habe die Folgen des bösen Auges an mir selber erfahren," jagte er. „Ich

zu halten. Dann bekam ich noch zwei andere geschriebene Papiere, um sie auf dem Leib zu tragen. Allmählich genas ich. Das erste Glied meines Mittelfingers blieb zwar krumm, aber Gott Lob und Dank, ich bin wenigstens mit dem Leben davongekommen. Diese Papiere trage ich beständig auf mir. Würde ich sie ausziehen, so würde ich bei Nacht unruhige Träume haben."

„Allah iuchallesna men al ain al batála," das heißt: Gott befreie uns von dem bösen Auge, endigte Abderrahmán seine Erzählung. Amen, fügte Atallah bei und zog seine Decke über den Kopf und verfiel in einen guten Schlaf. Abderrahmán tat dasselbe und schnarchte wacker bei Nacht; er mochte sich wonniger Träume erfreuen; er hat ja zwei Talismane an!

(Fortsetzung folgt.)

## Das Schmiedehandwerk bei den Schilluk.

Von Hochw. P. B. Kobnen F.S.C.

L u I, 16. November 1904.

Das Schmiedehandwerk steht hier im Schillukland hoch in Ehren. Besonders zahlreich sind diese Schmiedemeister nicht. Dieselben bewahren ihre Kunst eiferrüchtig für sich und nehmen als Lehrgesellen gewöhnlich nur ihre Verwandten auf; und somit bleibt das glorreiche Geschäft erblich in der Familie.

So ein Schmiedemeister hält wohl etwas auf sich. Kommt er daher, so ist gewöhnlich die erste Frage nach den gebräuchlichen Begrüßungen: Wer bin ich? Kennst du mich nicht? — Ich — indessen legt er die flache Hand stolz auf die Brust — ich bin „bodo“, d. h. Handwerker. — Er sagt einfach Handwerker (kateyochen), während die andern Handwerker ihre eigene Bezeichnung haben, wie „bodo lau“ = Schneider, „bodo püg“ = Töpfer, „bodo uot“ = Dachdecker.

Der gute Mann hat ja ganz recht, denn so ein Künstler zu sein ist keine Kleinigkeit; seine großartige Werkstatt ist das blaue Himmelszelt. Wohin er immer kommt, da setzt er sich unter einen schattigen Baum nieder und da wird fest drauf losgeschmiedet. So ein Meister geht nämlich von Dorf zu Dorf. Seine Kunst versteht alles mit einem Hammer und einer Zange zu verfertigen; sind zwei Hämmer und Zangen vorhanden, so ist es schon eine ausgezeichnete Werkstatt. Sein Amboß hat die Größe von zwei dicken Fäusten und die Form des Dengelstockes.

Ganz praktisch ist der Blasebalg eingerichtet. Zwei kleinen Ziegenböcklein wird die Haut, ohne aufgeschnitten zu werden, über die Ohren gezogen, welche Häute dann etwas gerieben und gegerbt werden, um sie weich und biegsam zu machen. Der Hals dieser beiden Häute mündet zusammen in eine irdene Röhre, die in das Feuer führt. Am Oberteil, d. h. am Schwanz, werden die zwei Häute abwechselnd auf- und abgezogen, so daß der Blasbalgzieher beim Hinaufziehen die zwei an der Öffnung angebrachten, gut aufeinander passenden Hölzchen (eine Art Ventil) voneinander teilt und so für seinen Blasebalg frische Luft schöpft, während er dieselben an der andern Haut beim Hinunterdrücken fest zusammenpreßt und so den Wind durch die Röhre in das Feuer treibt. Dabei

hockt der gelehrsame Gefelle gemächlich am Boden und zieht die zwei Zickleinelle gewandt auf und ab.

Selbstverständlich wird die ganze Schmiedekunst am Boden sitzend vollzogen; das würde keinen Schmiedemeister hierzulande einfallen, bei der Arbeit zu stehen und so auch noch die langen Beine, die beim Hämmern ja doch nichts zu tun haben, zu ermüden. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen vor dem Feuer neben dem Amboß. Hammer und Zange liegen vor ihm und so hat er alles bei der Hand und sein Geschäft geht prächtig vonstatten.

Ringsherum sitzt stets eine ganze Menge neugieriger Zuschauer; denn es ist ein großes Ereignis, wenn so ein Schmiedemeister in einem Dorf seine Werkstatt aufschlägt. Hätten die Schilluk Zeitungen, täglich würde es auf der ersten Seite mit fetten Buchstaben geschrieben stehen, wie und wo sich Herr Bodo befindet.

Der Schmied verfertigt alle dem Schilluk nötigen Werkzeuge: kleine Beile, Harpunen zum Jagen der Flußperde, fingerdicke eiserne Ringe, die eine besondere Klasse von Frauen, die sich Bared nennen, an den Beinen tragen; dann die Kiver, d. i. handbreite große, gewöhnlich runde oder längliche platte Eisen mit einem Dehr, durch welches ein gerader Stiel gesteckt wird und die zum Ausrotten des Unkrautes im Durrah dienen; umgekehrt wird ein im rechten Winkel gebogener Stiel hineingesteckt und dann muß dasselbe Instrument die Dienste einer Art vertreten. Ganz praktisch. — Ferner das Bet, d. i. ein fingerdicker,  $\frac{1}{2}$  Meter langer Spieß mit Widerhaken, der zum Fischen dient. Der langbeinige Schilluk geht mit diesem Spieß ins Wasser und stößt nach rechts und links, bis er einen Fisch trifft; sein geübtes Auge verfolgt mit scharfem Blick jeden Fisch im Wasser zwischen dem langen Gras. Ist sein Fuß jüß (Schillukausdruck für Glück haben), so fängt er auf diese Weise die größten Fische. — Sodann folgt die Lanze, das Meisterwerk des Schilluk Schmiedes.

Der junge Lehrling muß stufenweise, nach und nach, alle diese Werkzeuge machen. Er begleitet seinen Meister auf allen Wegen und Stegen und muß überall den Blasbalg ziehen. Dabei schaut er gar fleißig zu, wie der ge-

schiekte Meister das Eisen klopft. Nach ungefähr einem halben Jahr schmiedet er selbst einen Awer oder ein Bet. Seine Lehrjahre dauern durchschnittlich drei Jahre — d. h. so lange geht er stets dem Meister nach, den Blasbalg zu ziehen; erst dann darf er auch eine Lanze machen. Der gestrenge Meister prüft sie, ob er sie gut gemacht habe, und hierauf wird der Lehrling zum Meister ernannt. Jetzt aber kommt die Hauptsache für den armen Gesellen; er muß nun seinem Meister das ganze Lehrgeld zahlen, 50 bis 70 Schafe oder Ziegen oder auch einen Ochsen. Ist dies gezahlt, so nimmt unser Geselle Abschied und geht seine eigenen Wege und spielt den Schmiedemeister im Schillukland.

Mit besonderer Feierlichkeit und eigenen Zeremonien wird die Lanze geschmiedet. Dies wird uns der Schilluk, der hier neben mir sitzt, selbst erzählen: Der junge Bursche, der eine neue Lanze will, versorgt sich ein Eisen (zu diesem Zweck arbeiten viele bei uns tagelang, um sich ein Eisen für die Lanze zu verdienen). Dann holt er eine Ziege aus dem Stall, setzt einen Korb voll Kohlen auf den Kopf und geht zum Bodo (Meister). Dort angekommen, setzt er sich auf den Boden und sagt:

„Bodo, ich bin gekommen, daß du mir die Lanze schmiedest.“

Der Bodo entgegnet: „Du bist aus deinem Dorf gekommen, dir eine Lanze schmieden zu lassen; hast du aber auch etwas zum Zahlen?“ — Das ist selbstverständlich stets das erste und letzte vom Liedchen.

„Eine Ziege,“ antwortet er, „habe ich gebracht für dich.“

Ist die Ziege nicht gut, so sagt der Bodo: „Deine Ziege ist klein und mager, bringe eine andere oder einen Real“ (10 Pfaster).

Er sitzt dann neben dem Meister, doch die Lanze bleibt unberührt.

Es kommt ein anderer und dessen Lanze ist bald geschmiedet, aber des Ersten Eisen berührt der Meister nicht, weil seine Ziege zu klein ist; er muß eine andere holen.

„Hast du auch Kohlen gebracht?“ fragt der Bodo weiter.

Hat er keine, so nimmt er das Beil, geht in den Wald und haut Holz. Dann brennt er dasselbe, begießt es mit Wasser und wirft Sand darauf. — Die Kohlen sind fertig. Dann füllt er den Korb, geht zum Meister und sagt:

„Bodo, ich bin gekommen und bringe Kohlen. Wann wirst du meine Lanze schmieden?“

Der Meister antwortet: „Gut, mein Freund, wir werden heute deine Lanze schmieden.“

Dann setzt sich der Bursche neben das Feuer hin, während der Schmied seine Arbeit ausführt. Den ganzen lieben Tag muß er an der Seite sitzen, um auf sein Lanzeneisen achtzugeben, denn — das Feuer frißt das Eisen. — Sonderbar, geht der Besitzer der neuen Lanze einen Augenblick fort, dann frißt das Feuer gleich das Eisen.

Der Bodo sagt zu dem jungen Burschen: „Geh, nimm diese Kürbischale und hole mir Wasser!“

Kommt er zurück und sieht er, daß sein Eisen kürzer ist, so fragt er den Bodo: „Wie, mein Eisen ist ja kürzer geworden!“

„Ach,“ jammert der arme Schmiedemeister, „das Feuer hat es gefressen“, d. h. die Gelegenheit, daß der Besitzer abwesend war, hatte der Schmied gleich benützt, ein Stück Eisen abgezwickelt und es unter der Asche versteckt.

Wenn die Leute von uns ein Stück Eisen erhalten, klagen sie immer, daß es zu klein sei.

„Aber schau' doch,“ sage ich dann öfter, „wie lange wird doch diese Lanze!“

„Ja,“ wenden sie gleich ein, „aber das Feuer frißt das Eisen.“

„Ihr dummen Leute,“ sage ich ihnen, „das Feuer frißt kein Eisen, aber euer Herr Schmiedemeister frißt das Feuer.“

Sie lachen, das verstehen sie sehr wohl, aber was ist zu machen? Es ist eben der Höflichkeitsausdruck zu sagen: das Feuer frißt es; und wohin sollen sie gehen, ein Feuer zu finden, das nicht frißt! Es handelt sich nur darum zu sehen, welches Feuer — mehr oder weniger frißt.

Der Junge, so fährt mein Erzähler fort, sitzt den ganzen Tag neben dem Feuer, um achtzugeben, daß das Feuer nicht zu viel fresse, und so auch den zweiten Tag, denn die Lanze zu schmieden braucht zwei Tage, und er hat nichts zu essen und muß sich hungrig niederlegen und der Hunger beißt: Kec doge led, d. h. des Hungers Mund ist heiß; er hat scharfe Zähne; das bedeutet soviel als: der Hunger tut weh.

Und der Bodo klopft das Eisen und hämmert und macht zuerst das Loch für den Schaft. Dann klopft er wieder und schlägt und dehnt das Eisen aus. Hat er es lange genug ge-

schlagen, dann haut er wieder drauf los und schlägt es breit. Sodann nimmt er die Lanze in die Hände, betrachtet sie nach allen Seiten und sagt: „Nein, das ist noch keine Lanze; sie ist noch nicht gut.“ Uebermals legt er sie ins Feuer, nimmt sie wieder heraus und klopft und hämmert und gibt ihr so die Form. Hat er endlich gesehen, daß sie gut ist, so bezeichnet er die Lanze, d. h. er graviert oben am Griff einige zickzackförmige Zieraten ein; sodann beschaut er sie nochmals genau und sagt endlich: „So, deine Lanze ist fertig!“ und er gibt sie dem jungen Burschen.

Das ist die Geschichte der Lanze. Mein Erzähler hörte auf. „So, brav! Hier hast du eine Perle mehr für dein Töpflein Milch, das du gebracht hast.“ Und er ging zufrieden seiner Wege.

Der Junge kehrt nun, stolz auf seine neue Lanze, in sein Dorf zurück; er hat einen von den Hauptzwecken seines Lebens erreicht: nämlich im Besitz einer schönen Lanze zu sein. Aber seine eigene Arbeit mit der Lanze ist noch lange nicht zu Ende. Sie muß glänzen und blitzen; deshalb sitzt er tagelang bei ihr und reibt sie mit Sand. Ausgezeichnet dienen unsere gebrannten Ziegeluhiezu. Truppenweise sitzen alle Tage jung und alt bei uns herum und fegen und putzen ihre Lanzen. Jeder nimmt Stücke mit nach Hause und nicht selten schleppen sie ganze Ziegelsteine mit sich. Würden wir nicht achtgeben, so würde bald der ganze Hausen von Backsteinen verschwinden.

Der Schilluk setzt seinen Stolz auf seine Lanze und mit Recht; denn sie tragen wirklich prächtige Lanzen, während unsere Nachbarn hier, die Dinka und Baggara, sehr unansehnliche, halbverrostete Lanzen tragen. Da sie aber von weichem Schmiedeeisen sind,

so biegen sie sich sehr leicht im Kampf, besonders mit den dickhäutigen Elefanten, Flußpferden und Krokodilen.



Die hl. drei Könige im Stalle

Kürzlich kam ein Schilluk vom Nil, dessen Lanze wie ein Rad rund gebogen war. „Was hast du gemacht?“ fragte ich.

„Ah, ich habe meine Lanze auf ein Krokodil, das aus dem Fluß kam, geschleudert und sie hat sich gebogen. Sie wird gerade

die Fruchtfelder unserer Nachbardörfer von einem Trupp Elefanten überfallen worden, die einen großen Schaden anrichteten.

Die Schilluk halten nachts auf den Feldern Wache und suchen sie zu verschrecken. Da diese mächtigen Tiere zu zahlreich sind, haben die Schilluk keinen Mut oder, besser, keine Kraft und Macht, sie anzugreifen. Kommt aber so ein Dickhäuter allein zwischen die Dörfer, so geht es ihm nicht gut; er wird umzingelt und sinkt, von einer Unzahl von Lanzen getroffen, nieder, wie es vor zwei Jahren hier in der Nähe der Fall war.

Noch etwas, das mir gerade einfällt, weil ich eben vom Ueberfallen rede. Neulich bemerkte ein Kuhhirt eine Blutspur im Gras; er ging derselben nach und fand zu seinem Schrecken, daß ein Löwe eine Kuh zerrissen hatte und sich dieselbe wohl schmecken ließ.

Raum hatte ihn der Löwe gesehen, als er auch schon mit wild funkelnden Augen auf ihn zulief. Der Bursche ließ sich auf die Knie nieder, hielt den Schild vor sich hin, faßte mit der Rechten seine Lanze und erwartete den Angriff.

Als der Löwe das sah, machte er kehrt und eilte von dannen; der junge Kuhhirt ließ ihn natürlich ruhig gehen, frohlockend, seinen Gegner los zu sein.

Sucht man, sagen die Schilluk, vor dem Löwen zu fliehen, so ist man verloren; tritt man ihm aber mutig entgegen, dann weicht er gewöhnlich. — So hat der Schilluk Recht, daß er, von so vielen

Feinden umgeben, keinen Schritt macht, ohne seine Lanze in der Faust zu tragen.



Bethlehem. (Nach Abr. Dürer.)

geschlagen und alles ist wieder in Ordnung.“ Dieser Tage — nebenbei bemerkt — sind

## Eine Flußpferdjagd.

Bericht des hochw. P. Steph. Cl. M. Vockenhuber F.S.C.

Der hochw. P. Bignato war von Kayango gekommen, uns einen Besuch abzustatten. Ihm zu Ehren war auf den nächsten Tag eine Flußpferdjagd festgesetzt. Im Dschurfluß gab es deren viele und schon lange gelüstete den Eingebornen nach einem tüchtigen Stück Fleisch.

Zu früher Morgenstunde machten sich denn der hochw. Obere und Br. Klemens mit Pater Bignato auf. Auch der „Bolis“ (Polizist) begleitete sie. Da ich kein Jagdliebhaber bin, blieb ich ganz allein zu Hause. Schon waren mehr als zwei Stunden verflossen. Ich saß in meiner Hütte, als es auf einmal im Dorf lebendig wurde. Von Mund zu Mund wiederholte sich der Ruf: „Ringo, ringo! Par átau! Fleisch, Fleisch! Ein Flußpferd ist tot!“

Ich trat vor die Thür und sah, wie alles wirr durcheinanderlief. Bald erschienen auch schon die Frauen mit Körben, dem Fluß zu-eilend. Ganz in Schweiß gebadet, kam jetzt der „Bolis“ und verlangte Patronen. „Ist denn das Flußpferd noch nicht tot?“ fragte ich ihn etwas verwundert. „Nein, noch nicht. Der Ubuna (Pater) verlangt eben dazu die Patronen, um ihm den Garaus zu machen.“ Ich gab ihm die Patronen und er entfernte sich. Gegen 11 Uhr mittags kamen der hochw. Obere und Br. Klemens zurück. P. Bignato verblieb auf dem Jagdplatz. Nach Aussage der Zurückgekehrten war wirklich ein Flußpferd von Pater Bignato angeschossen, aber nicht tödlich getroffen worden. Bereits hatte er dem Kolof einige Kugeln in den Kopf gejagt und es zum Fall gebracht, da ging ihm die Munition aus, weshalb er den „Bolis“ solche zu holen abschickte.

Nun wurde auch in mir der Wunsch wach, die weitere Szene mitanzusehen. Gleich nach dem Mittagessen machte ich mich auf den Weg. Außerhalb des Dorfes A-Leo begegnete ich dem P. Bignato, der eben zurückkehren wollte. Der Jagdeifer hatte dem Hunger weichen müssen. Dafür hatte ich jedoch bereits Vorräte mitgebracht. Als er daher seine Kräfte und mit diesen die Jagdlust wiederkehren fühlte, erklärte er sich sofort bereit, mit mir den Ort seines Jagdglückes aufzusuchen. Auf dem Weg dahin erzählte mir der hochw. Pater, daß es ihm endlich gelungen war, dem Ungeheuer eine

tödliche Kugel in den Kopf zu jagen. Das Tier überschlug sich und verschwand im Wasser. Ein blutiger Wasserstrahl schoß in die Höhe und kündete den nahen Tod des Flußpferdes an. Nun sprangen die anwesenden Dschur mit den Lanzen in den ziemlich seichten Strom, das Auftauchen des sterbenden Tieres abwartend. Kaum wurde es sichtbar, als sie ihre Lanzen mit geschicktem und kräftigem Wurf auf dasselbe schleuderten. Einige traten ganz nahe und versetzten ihm Stiche, ja einer war so kühn, ihm die Lanze ins Auge zu bohren. Mit dem letzten Kraftaufwand wandte sich das Flußpferd gegen seine Verfolger; diese aber zerstoßen, sammelten sich wieder und trieben ihr Opfer an das diesseitige Ufer. Ge-spickt von den Lanzen der gewandten Jäger, wälzte sich das Tier am Boden. Krachend zerbrachen die Lanzenschäfte, allein das Eisen blieb im Leib.

In diesem Zeitpunkt verließ P. Bignato den Fluß; er war darum selbst angenehm überrascht, als ein Dschur, den wir begegneten, uns mitteilte, das Flußpferd sei soeben verendet. An dem Ufer des Flusses war bereits eine große Menschenmenge versammelt. Alle Blicke waren auf einen Nachen gerichtet, der, gelenkt von einigen Männern, eben vom Opfer abtach. Das Flußpferd war noch ins Wasser zurückgekehrt, dort verendet und untergegangen. Die Stelle, wo es sich befand, war jedoch mit einem Ast, der an einem Hinterfuß des Tieres befestigt war, genau bezeichnet. Als der Kahn bei dem toten Flußpferd angelangt war, faßten einige der Insassen den Ast, während sich die anderen in die Ruder legten. Allein es war ein hartes Stück Arbeit, die köstliche Beute fortzuschleppen, da auch die Strömung, die hier sehr stark ist, ein großes Hindernis bildete. Alle schauten unverwandten Blickes den Bewegungen des Kahnens zu; hie und da fiel auch eine nicht besonders schmeichelhafte Bemerkung über die Gewandtheit der Schiffer. Diese war in der That keine sehr große, ja, ihre Tölpelhaftigkeit steigerte sich so weit, daß die zwei am Steuer, ohne es selbst früher bemerkt zu haben, auf einmal nur mehr den Ast in den Händen hatten, indes das Tier von der Strömung fortgetragen wurde. Eine Flut von Bervünschungen seitens der erbitterten Zuschauer, die sich in ihren Erwartungen ge-



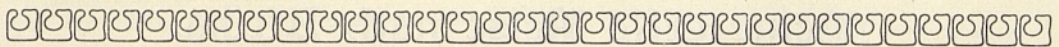
täuscht sahen, lohnte die Schiffer für ihre Heldentat. Wir gingen nach Hause; auch die Dschur suchten mißmutig ihre Hütten auf. Nachdem sich die Menschenmenge entfernt hatte, machten sich die unglücklichen Schiffer ganz heimlich auf die Suche nach dem verschwundenen Flußpferd. Lange fuhren sie hin und her, endlich fanden sie es. Schnell wurde es an einem sicheren Platz für den nächsten Tag geborgen.

Die Kunde, daß die Beute gesichert sei, hatte sich mit Blitzesschnelle im Dorf verbreitet. In aller Früh liefen schon die Frauen mit ihren Körben zu dem Fluß, um bei der Fleischverteilung nicht zu kurz zu kommen. Unser Häuptling hatte den hochw. P. Obere gebeten, auch dahin zu kommen, „denn“, sagte er, „handelt es sich um Fleisch, dann sind die Dschur wie Tiger“. Nach einiger Zeit, als der hochw. P. Obere fort war, machte auch ich mich auf den Weg. Kaum hatte ich mich dem Ort genähert, wo das Flußpferd zerstückerl wurde, als auch schon ein übler Fleischgeruch sich wahrnehmen ließ. Das ganze Ufer war schwarz von Menschen, ja Männer und Knaben kauerten an seichten Stellen selbst im Wasser. Im Sand erhob sich ein Wald von Lanzenschäften. Halb auf dem Ufer, halb im Wasser versteckt, bemerkte ich jetzt das Flußpferd. Einige Männer waren mit der Zerstückerlung desselben beschäftigt. Natürlich verabsäumten sie nicht, sich ein Stück Fleisch daneben zu legen, oder besser, es ihrer Frau verstohten in den Korb zu werfen. Als das Tier in Stücke gehackt war, ging es an die Verteilung. Jetzt aber ging der Sturm los. Alles warf sich auf die umliegenden Fleischstücke. Die Häuptlinge, anstatt ihren Leuten Einhalt zu gebieten und die Ordnung aufrecht zu er-

halten, was ihre Pflicht war, standen da wie „Ausgestopfte“; nur unser „Bolis“ trat fest auf, wohl nicht so sehr aus Ordnungsliebe, als aus Furcht, seinen Löwenanteil, den er sich in seiner hohen Würde anmaßte, zu verlieren. Die anderen mochten dies auch gerochen haben, denn unversehens waren sie dem „Mann des Gesetzes“ auf dem Leib. Sie hatten sich aber da gewaltsam verrechnet und waren dem Löwen in die Klauen gegangen; denn einen nach dem anderen faßte er beim Kragen und warf ihn beiseite, daß ihm die Rippen krachten. Allein, eine Rippe mehr oder weniger, daran liegt dem Dschur wenig, wenn er nur Fleisch bekommen kann. So rafften sich alle diese schmählich „Gefallenen“ wieder auf und überfielen wie ein Rudel Wölfe den ermatteten „Bolis“. Das war denn doch zu stark. Der hochw. P. Obere mußte energisch einschreiten; allein die Dschur hingen gleich wilden Bestien an dem armen „Bolis“. Da fiel auf einmal der ganze Menschenknäuel, mit dem Kopf voran, in einen Tümpel; da war ihre Hitze bald abgekühlt.

Während sich aber diese Szene auf einer Seite abspielte, hatten sich auf der entgegengeetzten Seite Krokodile ganz unbemerkt herbeigeichlichen. Schon wurden die Fleischstücke beweglich, als dies einige junge Männer bemerkten und blindlings in den Fluß sprangen und mit unerhörter Kühnheit jenen Scheusalen die Beute aus dem Rachen entzogen.

Alle bekamen nun ihre Portion Fleisch; wir hatten uns einen kleinen Teil nur zum Versuch und ein Stück Haut ausgewählt, da ja einer von uns das Tier erlegt und alle mit Fleisch versorgt hatte. Die Haut aber kam uns ganz und das Fleisch zum größten Teil abhanden. Das war der Dank der Dschur.



## Das erste öffentliche kirchliche Fest in Kayango.

Bericht von Hr. August Dördelmann F.S.C.

Kayango, 16. Oktober 1904.

Vielleicht freut es die Leser des „Stern“, etwas über das erste kirchliche Fest, das wir in dieser vor wenigen Monaten gegründeten Station öffentlich feierten, zu erfahren; deshalb sende ich denen, die an unserem Werk — der Befehrung Zentralafrikas — durch ihr Gebet und Almosen treu

mitarbeiten, diesen kurzen Bericht, damit sie auch an unserer Freude teilnehmen.

Es war der 2. Oktober, das Fest der Königin des heiligen Rosenkranzes, deren Bild auf dem Altar angebracht war, bis wir ein größeres Altarbild, das den Patron von Kayango, den hl. Franz Xaver, darstellt, erhalten werden.

In der zweiten heiligen Messe des obgenannten Festtags scharten sich in einem Halbkreis 15 schwarze Bürschlein — die ersten Katechumenen — um den einfachen Altar zu Füßen der Königin des heiligen Rosenkranzes, um der heiligen Messe beizuwohnen.

Die glorreiche Himmelskönigin schaute gewiß mit Wohlgefallen auf diese junge Schar, welche gekommen war, um unter ihrem mächtigen Schutz ein neues Leben anzufangen und auch, so Gott will, vielen Tausenden ihrer armen Mitbrüder den Weg zu zeigen, der allein zum Heile führt. — Kurz nach Beginn der heiligen Messe jüngen die kleinen schwarzen Festgenossen mit froher und heiterer Feststimmung an, den heiligen Rosenkranz zu beten.

Wir waren alle von freudigem Erstaunen ergriffen, die 15 kleinen Beter, gleichsam die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes darstellend, andächtig, mit gefalteten Händen, zu sehen und zu hören. Wie klar und deutlich kamen die Bitten des „Vaterunser“ über ihre Lippen! Wie flehentlich hoben zum Zeichen der Andacht einige die gefalteten Hände noch höher und wie flehentlich riefen sie zum Bild auch ihrer Mutter und Fürsprecherin: „Heilige Maria, Mütter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen!“

Ich habe schon öfters sagen hören, daß das Gebet der Kinder durch die Wolken dringe, und wenn schon uns das flehentliche Gebet so sehr ergriff, so können wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß die glorreiche Himmelskönigin das Gebet ihrer armen Kinder erhört hat, da sie als Mutter der Barmherzigkeit diese armen Kinder gewiß ihrem

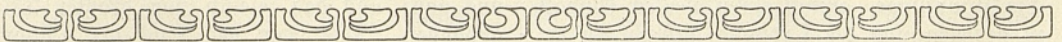
göttlichen Sohn gezeigt hat mit der alles sagenden Bitte: „Erhöre sie und mich, o mein Sohn, und gib ihnen die Gnade des heiligen Glaubens!“

Bei der heiligen Wandlung stieg ihr Eifer aufs höchste. Nicht genug, im Staub zu knien und mit dem Angesicht auf dem Boden, beteten sie den göttlichen Heiland im heiligsten Sakrament an, indem sie den heiligen Rosenkranz eine Weile unterbrachen; die Engel des Himmels werden gewiß Freude gehabt haben zu sehen, wie die schwarze Beterchar zum erstenmal in ihrem Leben den gemeinsamen Herrn und Gott anbetete.

O möchte es dem göttlichen Herzen gefallen, recht viele solcher Herzen an sich zu ziehen; wir, die wir uns seine Söhne nennen, werden in diesem uns anvertrauten Weinberg unsere Kräfte zu seiner Ehre verwenden.

Der heilige Segen konnte nicht stattfinden, da uns alles hiezu Nötige fehlte; so wurde der Schluß des Festtages mit Spiel und Erholung zugebracht; den Schluß bildete am Abend der heilige Rosenkranz, den die Kleinen mit demselben Eifer wie morgens beteten.

Mit diesem ersten Fest wäre also der Anfang gemacht, den armen Negern zu helfen und ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen; aber dazu braucht es viel Geduld und Ausdauer. Die kleinen Schwarzen werden fortfahren andächtig und fleißig zu beten, und sie beten gerne. Sie werden dabei auch ihre Wohltäter nicht vergessen; auch wir haben das Gebet sehr notwendig, daß wir im Eifer für die Sache Gottes nicht erkalten. Deshalb bitten wir uns Gebet aller Bekannten und Mitarbeiter an unserem Werk.



## Meine erste Reise nach Afrika.

Von Hochw. P. Job. Kollnig F.S.C.

Der 14. November war für die Abreise bestimmt. Mit einem Pater und einem Bruder fuhr ich von Verona nach Venedig und von dort nach Triest. Auf dieser weiten Strecke passierte uns nichts, als daß wir, in der Meinung, die vorletzte Station sei schon Triest, ausstiegen; jedoch kam es uns sonderbar vor und wir erkundigten uns genauer darüber. Hätte uns der gute Schutzengel nicht den guten

Verdacht über die Station eingegeben, so wäre der Zug vor unserer Nase abgefahren und wir! . . . Um 6 Uhr abends fuhr das Dampfschiff „Maria Theresia“ ab. Auf dem Meere ist Neptun ein gewaltiger Herrscher und forderte von mir schon in der ersten Nacht den harten Tribut der „Seefrankheit“. Der Kerl war aber noch nicht zufrieden; auch während des Tages wollte er mich zwei oder dreimal verfolgen; ich mußte mich ergeben und brechen.

In diesem Brechreiz und im Brechen besteht eben die berühmte „Seefrankheit“. Die Nacht des 15. November war besser und man konnte ruhig schlafen.

Am 16. November, früh gegen 8 Uhr, landete das Schiff im Hafen von Gravoja in Dalmatien. Dieses Städtchen bot einen recht angenehmen Anblick, jedoch wegen des starken Windes konnte man nicht ans Land steigen, um jene Gegend zu besichtigen. Den ganzen Tag hindurch wurden Holz, Kisten usw. aufgeladen. Mit Vergnügen betrachtete ich ganz besonders die Dalmatiner jener Umgebung mit ihren breiten Pluderhosen und ihrer sonstigen einfachen Kleidung. Mit großer Emsigkeit arbeiteten sie an Bord des Schiffes. Während man so auflud, neigte sich der Tag zu Ende und es trat die Abenddämmerung heran. Wie herrlich war doch das ganze Städtchen beleuchtet! Es schien, als ob auf einem Weidefeld viele weiße Schafe, zerstreut nach links und rechts, weideten. Am Firmament leuchteten wunderschön die Sterne und verkündeten die Herrlichkeit und Macht Gottes, ihres Schöpfers.

Es war bereits halb 6 Uhr abends, als sich das Schiff vom Hafen zu entfernen schien. Aber, ach! Ein Anker hatte sich verwickelt und konnte nicht heraufgezogen werden und weil das Meer ziemlich unruhig war, so mußten wir die ganze Nacht im Hafen verbleiben. Daß dieser Unfall allen nicht angenehm war, kann man sich wohl denken, da das Schiff schon ohnehin drei Tage Verspätung hatte. Aber was kann man machen? Auch die Schiffe lenkt Gott und weiß sehr gut, warum. Am 17. November mußte man die Ankerkette abschneiden und den Anker liegen lassen.

Gegen Mittag begann die Reise wieder in der Richtung nach Brindisi und „Maria Theresia“ hatte diesmal Eile. Gerade während der Nacht zum 18. November, um 2 Uhr, erreichten wir Brindisi, so daß wir es nicht zu sehen bekamen, denn nach zweistündigem Aufenthalt fuhr das Schiff wieder ab in der Richtung nach Griechenland und wir konnten somit nicht mit unseren Augen das schöne Italien mit seinem schönen Himmel zum letzten Male betrachten und begrüßen. Nun lebe wohl, gesegnetes Land, das du in deiner Mitte den größten sichtbaren Wohltäter der ganzen Menschheit besitzt, den Statthalter Christi, den Nachfolger des großen Fischers von Galiläa!

Gegen Mittag des 18. November gelangten wir in den Hafen von Korfu. Da das Schiff am Eingang des Hafens stehen blieb und nur 1½ Stunden sich aufhielt, so stiegen wir auch hier nicht aus, sondern betrachteten vom Schiffe aus die Stadt Korfu. Auf mich hat diese Stadt Griechenlands einen sehr angenehmen Eindruck gemacht; sie gleicht einer auf einen Felsen gebauten Burg. Aus dem Hafen eilten dem Schiffe viele Leute mit ihren Rähnen zu und boten ihre Dienste an. Wie schon allgemein bekannt, sind die Griechen ein falsches Volk und somit mußte man sich vor ihnen in acht nehmen, wollte man nicht betrogen werden oder einem Taschendieb zum Opfer fallen. Drei kleinen Bürschchen erwies ich den Gefallen, unsere Schuhe gegen ein kleines Trinkgeld putzen zu lassen. Wie gerne setzten sie sich nieder und mit welcher froher Miene putzten sie unsere Schuhe! Sie glichen drei Hündchen, die mit dem Schweif wedeln, nachdem sie einen guten Bissen bekommen haben.

Endlich reisten wir auch von Korfu ab, um in Patras zu ankern. Da „Maria Theresia“ während der Nacht zum 19. November dort ankam und sich nicht lange aufhielt, so konnten wir leider auch Patras nicht sehen. Gegen Abend des 19. November erhoben sich am fernen Horizonte schwarze Wolken; nebenbei ließ sich auch der Blitz sehen und der Donner hören. Es schien, als wenn wir einer schrecklichen Finsternis entgegengingen. Es waren dies die Vorzeichen des bevorstehenden Meeressturmes, der uns im Meere von Kreta überfallen sollte. So war es auch in der Nacht. Die Wogen des Meeres erhoben sich, stießen gegen das Schiff, welches hin- und herschaukelte, auf- und niederging. Im Bett bewegte ich mich natürlich so, daß bald die Füße, bald der Kopf in der Höhe war. Alles, was nicht festgebunden war, stürzte um und gebrechliche Sachen zerbrachen. Der Kämmerer, der diesen Meeressturm ahnte, hatte Keller, Schüsseln, Gläser usw. gut verwahrt. Daß ich in dieser Nacht wohl wenig geschlafen hatte und den Tag wünschte, kann man sich wohl denken. Der heidnische Meeresherrscher Neptun wollte mit allem Ernst von mir den ihm gebührenden Tribut und ich mußte ihn fünfmal während der Nacht zahlen. Von dieser Nacht an ließ mich dieser unbarmherzige Tyrann in Ruhe.

Am 20. November vormittags verließen wir das so böje Meer von Kreta, aber unruhiges

Meer begleitete uns bis Alexandrien, wo wir endlich am 21. November, abends  $1\frac{1}{2}$  Uhr, ankamen. Als man den Leuchtturm von Alexandrien sah, gab „Maria Theresia“ das Zeichen des Ankommens, erhielt aber vom Hafen aus keine Antwort und somit mußten wir die ganze Nacht noch auf dem Schiff zubringen, denn ohne weiteres in einem Hafen voll Klippen während der Nacht und bei unruhigem Meer landen, wäre eine gewagte Sache; da der Lotse von Alexandrien nicht herauskam, um das Schiff in den Hafen zu geleiten, so mußte es die ganze Nacht auf dem Meer herumspazieren. Es brach der Tag des 22. November an und langsam fuhr „Maria Theresia“ in den Hafen ein.

Natürlich fielen uns sofort die verschiedenartigen Kleidungen der Leute dieser für uns neuen Welt auf. Der eine trug breite Pluderhosen, der andere ein langes Hemd mit einem Mantel drüber, die muslimännischen Frauen gingen einher mit ihren Schleiern vor dem Kopf und mit einem gezielten Holz auf der Nase. Und dieses arabische Volk hascht furchtbar nach Geld. Nur Interesse ist die Triebfeder alles ihres Tuns und Handelns und mit keinem Trinkgeld wollen sie zufrieden sein. Sie bestürmen einen, damit man sich ihrer bediene, und nachher wollen sie sehr gut bezahlt werden. Es ist auch nicht zu verwundern bei einem Volk ohne wahre Religion, ohne Glauben, ohne Gewissen. Unser Kutscher wollte nie vorwärts; immer: ja, gleich und doch wollte er nicht; endlich wurde es uns zu bunt, wir begehrten auf und dann ging das Fuhrwerk schon vorwärts durch die Stadt Alexandrien bis an die Station.

Von Alexandrien fuhren wir mit dem Expresszug um 12 Uhr ab. Auf dem Lande sahen wir Kamele samt ihren Reitern. Auch die berühmten ägyptischen Esel mit ihren tüchtigen Reitern bekamen wir zu sehen. Die gewöhnlichen Häuser sind aus Erde gebaut und wo man meinen möchte, es sind darin drei oder vier Familien, da haben wir schon ein Dorf.

Wie verschieden ist doch alles hier: Pflanzen, Bäume, Tierwelt, Gebräuche, Gesichtsfarbe und Gesichtszüge und diese Araber kamen mir ob ihrer braunen Farbe als schmutzige Leute vor. Während wir dies alles mehr oder weniger vom Zug aus betrachteten, kamen wir um 3 Uhr nachmittags nach Kairo, wo uns die hochwürdigen Patres Heymans und Dominioni

aufs herzlichste empfingen. Wie froh waren wir dann, als wir die zwei teuren Mitbrüder an der Station sahen, und wie wohl tut es, bekannte Mitbrüder wieder zu sehen!

Am 23. November wurden wir eingeladen, die Pyramiden zu besuchen. Es begleiteten uns die zwei hochwürdigen Patres. Wir bestiegen den elektrischen Tram, der uns zu den Pyramiden führte. Wie hätte ich geglaubt, daß die Pyramiden so weit entfernt sind und zum Hinaufsteigen eine Viertelstunde wenigstens erfordert wird. Bin noch nicht vollständig überzeugt, daß wir aus Mangel an Zeit sie nicht besteigen konnten. Ohne Zweifel braucht man weniger und hätten wir wohl Zeit hierzu gehabt; so aber muß ich es den andern, die sie bestiegen hatten, glauben. Auch besuchten wir die berühmte Sphinx mit ihrem Menschenkopf und dem übrigen Teil eines ungeheuer großen Löwen. Ihre Nase hat schon Schaden gelitten; ihre Spitze ist nämlich schon abgestumpft; auch die Bordertagen dieser Sphinx sind ziemlich vom Wüstenand bedeckt.

Nachdem wir unsern Vorrat verzehrt hatten, war es höchste Zeit, zurückzukehren, um den Tram noch zu erreichen. Hierauf begaben wir uns in den berühmten Tiergarten von Kairo, wo sich allerlei Tiere und Vögel befinden. Ein englischer Soldat spielte mit einem ziemlich gut unterrichteten kleinen Affen (Orang-Utang). Nun war es auch hier Zeit, uns zu entfernen, um nach Gisirah zu kommen, wo eigens wegen unserer Ankunft ein Empfangsmahl angeordnet war. Mit welcher Freude empfingen uns auch die Mitbrüder dieser Station! Groß war die Freude aller, selbst der Knaben, die uns am Eingang empfingen. Nachmittags begrüßten uns einzeln die Negerknaben und Negermädchen, indem sie uns die Hand küßten, sie dann nach orientalischer Art an die Stirn führten und uns den christlichen Gruß entgegenbrachten. Wie wohlthuend ist dies doch dem Herzen eines Missionärs! Selbst die Neger und Negerinnen, die in der Nähe waren und uns sahen, taten dasselbe.

Gegen 4 Uhr nachmittags nahmen wir Abschied von den teuren Mitbrüdern dieser Station, um nach Kairo zurückzukehren. Der hochwürdige P. Larisch begleitete uns bis ans Ufer des Nil und mit herzlichem Lebewohl auf Wiedersehen entfernten wir uns auf einem Kahn von demselben. Am 24. November vormittags besuchten wir das Museum von

Kairo. Im Oberstocke sahen wir die Mumien der ägyptischen Könige und Königinnen; teils sind diese Mumien enthüllt, teils verhüllt, teils noch nicht geöffnet.

Nachmittags besuchten wir eine Moschee in der Zitabelle bei Kairo. Bis zu einem gewissen Punkt fuhren wir mit dem Tram. Abgestiegen, hieß es auf Eseln reiten. Da war es mir recht bange, denn dies Geschäft, dachte ich mir, auf Eseln zu reiten, könnte noch schlimmer gehen, als vom Tram herabspringen. Nun, aller Anfang ist schwer; probieren wir

einmal! Schon beim Hinaufsteigen bemerkte ich: Reiter bin ich nicht. Nun bin ich droben; also mein weiß-graues Gesein mußte marschieren. Aufwärts ging's nicht übel. Oben angekommen, stiegen wir ab und besichtigten den Ort, von wo ein Mameluk hinabgesprungen sein soll. Von dort war auch eine herrliche Aussicht; nie hätte ich mir gedacht, daß Kairo eine so umfangreiche Stadt wäre, wie ich es von dort aus gesehen hatte. Dann besuchten wir eine Moschee, was wir im nächsten Heft erzählen werden.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Missionsleben.

### Sklaverei in Afrika.

Sobwohl man in Europa der allgemeinen Ansicht ist, daß die rohe Sklaverei beseitigt ist, so wird dieselbe dennoch, wenn auch in keinem so großen Maßstab wie früher, im geheimen fortbetrieben. Immer noch laufen Berichte von Missionären ein über die Greuel, die an den armen Opfern der Sklaverei vollbracht werden. Hievon nur folgende Züge:

Ein Missionär, der in weniger als 3 Jahren schon über 200 Sklaven dem Fleischtopf entriß und ihnen die Freiheit wiedergegeben, war auf eine neue Forschungsreise ausgegangen. Ueberall, wo er hinkommt, sind die Dörfer eingäschert und geblindert. Die Eingeborenen, welche sich in die Wälder geflüchtet haben, sind entschlossen, künftig jedem Fremden, der zu ihnen kommt, wer immer er sei, Widerstand entgegenzusetzen. Der Missionsdampfer setzt indessen, auch auf die Gefahr hin, zwanzigmal im Tag angegriffen zu werden, seine Reise fort; aber an der Stelle ehemals blühender Dörfer sieht man nur mehr Ruinen.

Um die Schwarzen, welche gegen die europäischen Schiffe so sehr gereizt sind, nicht zu erschrecken, verläßt der Vater seinen Dampfer und nimmt einen Nachen. Er erreicht endlich einige Eingeborene und möchte mit ihnen unterhandeln; man schreit ihm aber zu, er solle sich schleunig fortmachen, wenn er nicht von Pfeilen und Messern durchbohrt werden wolle. „Über,“ sagte der Vater, „ich habe euch nie

etwas anderes als Gutes getan, warum stoßt ihr mich dem zurück?“ — „Es ist wahr, du bist gut, weil du der Weiße Gottes bist; eben deswegen hat man dich auch, als du bei den Gebüschen, wo unsre Schildwachen im Hinterhalt lagen, vorübergingest, nicht angegriffen.“ — „Nun aber, warum empfangt ihr mich so?“ — „Weil du ein Weißer bist und alle Weißen böse sind; wir wollen nichts von ihnen wissen; mache, daß du fortkommst.“ Und der arme Vater konnte von diesen unglücklichen Wilden, welche im Dickicht des Waldes schnell verschwanden, nichts erlangen.

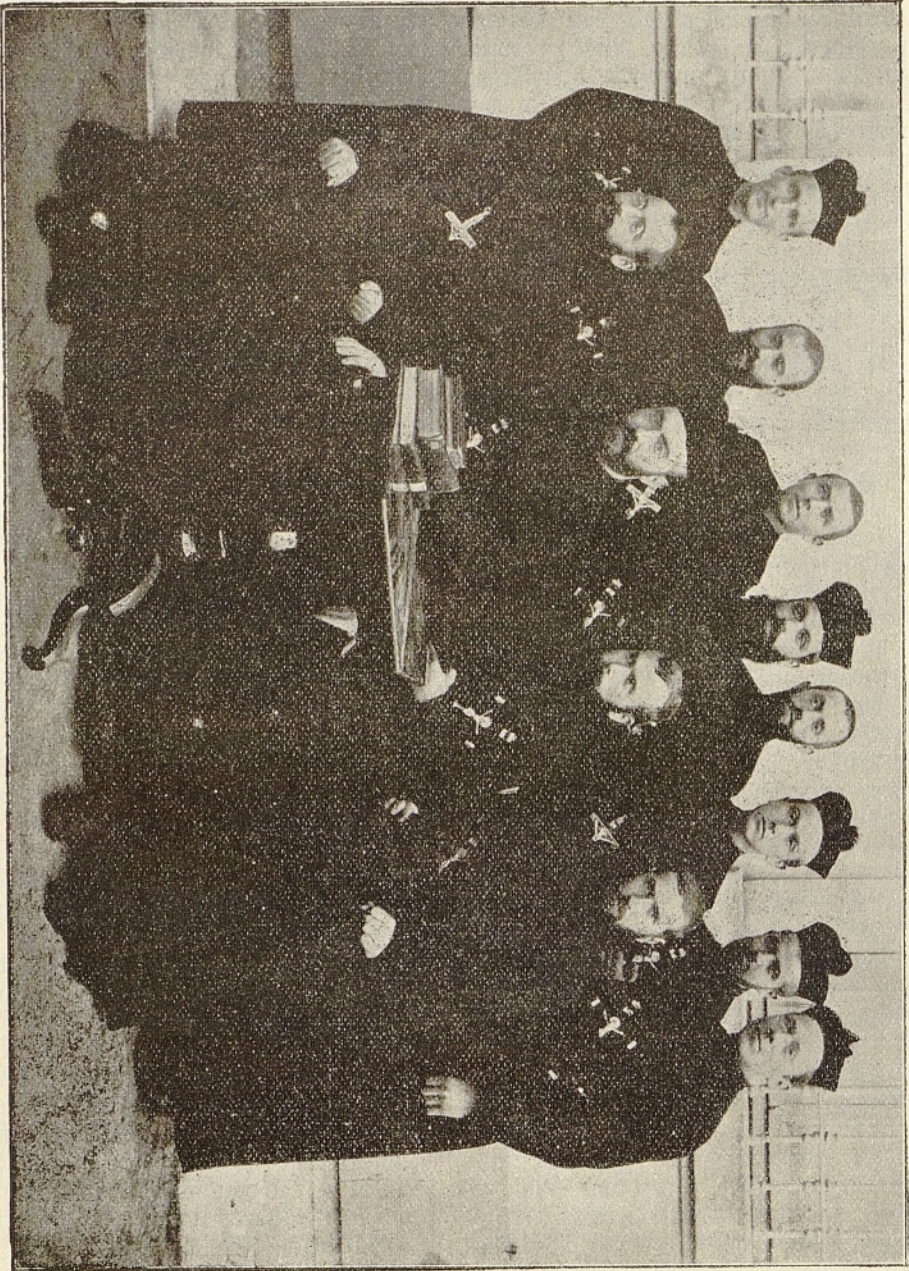
Deffnungsgachtet hielt er noch aus; nachdem er aber 14 Tage mit mühsamen Märschen verloren hatte, beschloß er am folgenden Tag, den Rückweg einzuschlagen; sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß er ohne irgend einen Erfolg zum Dampfer zurückkehren sollte.

Im Augenblick, als er den Fluß hinunterfuhr, um wieder den Dampfer zu erreichen, sieht er einen Leichnam in der Strömung schwimmen. Er nähert sich und erkennt den Körper eines bei irgend einer Zeremonie enthaupteten Kindes; derselbe war in dünne Riemen zerschnitten und man hätte keinen auch nur fünf Zentimeter breiten Teil unversehrt finden können.

Bei diesem Anblick wurde er ganz bewegt und beschloß zu versuchen, wenn auch nur zwei oder drei Kinder diesem fürchterlichen Schicksal zu entreißen, selbst wenn er deswegen den Streichen dieser wilden Völkerschaften ausgelegt sein sollte.

Er setzt also seine Reise durch die Einsamkeit, welche nunmehr längs des Flusses herrscht, fort. Da durchzuckte ihn plötzlich ein

Und mehr seinem Eifer als der Klugheit Gehör gebend, nimmt er seinen Tragaltar: unter der Führung von drei oder vier treuen



Die zuletzt abgereiften Missionäre. (Fort Seite 24.)

Gedank. Ganz allein sagte er, werde ich nichts tun können, aber mit dem Blut des göttlich Erlösers werde ich alles können.

Christen, die ihn begleiteten, schlägt er einen kleinen, in den Gebüsch verborgenen Fußsteig ein und gelangt endlich in ein Dorf, wo er

alle durch seine unerwartete Ankunft überrascht. Man will ihn nötigen, wieder den Weg nach dem Fluß einzuschlagen, er aber beharrt auf seinem Gedanken und durch seine bloße Zudringlichkeit bringt er es dahin, daß er unter dem Vordach einer Hütte Zuflucht findet und dort seine Gebete zu seinem Gott emporsendenden kann.

Diese armen Wilden schauten zuerst erstaunt in tiefstem Stillschweigen zu und während der Pater seine Messe fortsetzt und den Herrn für diese Ungläubigen, die das Glück nicht haben, ihn zu kennen, ansieht, machen sich diese, einer nach dem andern, davon, denn sie sind überzeugt, daß alle tot sein werden, wenn der „Weiße Gottes“ seine Gebete beendet haben wird. Am Schluß der Messe war der Platz leer.

Was nun tun? Der Pater gibt die Hoffnung nicht auf; er nimmt seinen schmalen Ambiß, während einer seiner Christen, ein ehemaliger Sklave aus dieser Gegend, in den Wald geht und die Eingeborenen einladet, ohne Furcht zurückzukommen. Der Pater erwartet vertrauensvoll die Wirkung des kostbaren Blutes, das zum erstenmal in dieser barbarischen Gegend geopfert wurde.

Der Häuptling entschließt sich endlich, zu kommen und dem Pater einige Kinder, welche an die karnibalischen Nachbarn verkauft werden sollten, herbeizuführen. So kann er zehn derselben loskaufen. Welch eine Freude für den Missionär und wie ist da sein Glaube belohnt!

Er faßt wieder Mut und setzt seine Reise fort. Nun kommt er zu einem andern Dorf und fragt nach dessen Häuptling. „Der Häuptling,“ hieß es, „ist gestorben! Siehe da die Köpfe der Sklaven, welche bei Anlaß seines Leichenbegängnisses gegessen wurden! Ah, er war ein großer Häuptling und die Köpfe sind zahlreich.“ Und der Pater sah in der Tat eine Menge Köpfe, welche geordnet auf Pfählen um die Hütte des verstorbenen Häuptlings aufgestellt waren.

In einem andern Dorf erzählte man ihm, wie man es anstellt, um Menschenfleisch zu kaufen, wenn ein Häuptling nicht reich genug sei, seinen Leuten einen ganzen Sklaven zu kaufen. Der Sklave wird auf dem Markt an einen Baum gebunden. Ein Käufer stellt sich ein und verlangt einen Arm. Als bald macht man mit einer Art weißer Erde ein Zeichen auf den Arm. Ein zweiter Käufer verlangt ein Bein, ein dritter die Brust und man be-

zeichnet Bein und Brust. So fährt man fort, bis alle Teile des Körpers bezeichnet sind. Und dann schneidet man dem armen Sklaven den Kopf ab und jeder nimmt einfach das Stück, das ihm zukommt. Kann man sich eine kaltblütigere Wildheit denken! Und begreift man die Todesängsten des Unglücklichen, der so stückweise gekauft wird und inmitten der gleichgültigen Scherze der ihn umgebenden Leute die Stunde der Marter langsam herankommen sieht!

In einem andern Teil wurde ein Europäer gefangen genommen, fest an einen Baum gebunden und mußte einem Schmaus beivohnen, bei dem er selbst als Speise dienen mußte. Man schnitt ihm zuerst beide Arme ab und ließ sie, während er noch lebte, vor ihm von Sklaven, welche das Menschenfleisch leidenschaftlich lieben, verzehren. Es ist ja wahr, daß wir es da mit Arabern zu tun hatten, mit jenen Arabern, deren Fortschritt und Zivilisation man so rühmt!

Welch eine Freude für uns, als wir unsern kleinen Dampfer ankommen sehen, der uns eine Schar Kinder, welche dem Teufel und dem Fleischtopf der Kannibalen entrisen worden sind, zurückbringt!

Bei der letzten Reise brachte der Dampfer ungeachtet der Schwierigkeiten aller Art 35 Kinder zurück, unter denen 18 Mädchen waren, welche die Freude der Schwestern ausmachten, als sie in der Station ankamen. Die einen erkannten unter den älteren eine Schwester, die andern eine Verwandte, wieder andere eine Freundin; die Zungen der kleinen Negerinnen sind ebenso beweglich wie die der kleinen Weißen; es entspann sich deshalb auch eine sehr lebhaftere Unterhaltung; die Ordensschwestern machten mindestens ebenjoviel Lärm als ihre Waisen, so groß war ihre Freude. Alle redeten gleichzeitig, damit es nur recht schnell gehe, und schließlich verstand niemand etwas. Bei den Knaben der Mission war der Auftritt der gleiche und die neuen Ankömmlinge gaben ihre Freude durch Anstimmung eines Liedes kund, das von einem Tanz begleitet war, der, wenn auch einfach, doch der Freude eines jeden ob der großen Gefahr, der er entronnen, genugjam Ausdruck verlieh.

Hier fühlt man, daß der Teufel mehr als anderswo als Gebieter herrscht; wir bedürfen folglich der Gnade des Himmels um so mehr, um den Satan aus seinen letzten Schlupf-

winkeln herauszutreiben. Ähnliche Greuelsszenen werden aus der apostolischen Präfektur des untern Niger erzählt (siehe die „Katholischen Missionen“, Juni 1904): Sklavenjagden und Sklavenhandel wurden hier am dreiftesten betrieben. Doktor Tomkin, ein Mitglied der Hausa-Expedition, erzählt, er habe um ebendieselbe Zeit ein Gebiet von 5000 Quadratmeilen vollständig verwüstet gefunden; große Städte lagen verödet, die Bevölkerung war fast ausgerottet. Aus den Einzelheiten, die er berichtet, nur ein Beispiel. Ein Emir griff mit seinen Sklavenjägern nächtlernerweile ein Dorf an, warf Feuer in die Strohütten und trieb die Bewohner ins Freie. Die jungen Leute wurden gefesselt, die Kinder zu zweien zusammengebunden, die Säuglinge in Säcke gesteckt. Nur die alten Leute jagte man unter Stoßen und Schlagen wieder in das brennende Dorf zurück. Namentlich die Ufer des Benue waren der Schauplatz dieser grausamen Sklavenjagden. Der Sultan von Kano verlangte von seinen Emiren eine jährliche Abgabe von 100, 200 und mehr Sklaven. Die Groß-Emire legten ihrerseits den kleineren Stammeshäuptern eine Abgabe auf und diese versorgten sich durch immer wiederkehrende Sklavenjagden in den heidnischen Dörfern. (Der Sohn des eben genannten Sultans gab P. Lejeune auf die Frage, wieviel Sklaven er in seinem Leben erbeutet, zur Antwort: „In die Tausende. Es gibt keine einzige Stadt am Benue, aus der ich nicht Knaben und Mädchen in die Sklaverei geschleppt hätte. Aber jetzt hat es damit ein Ende. Die Regierung hat den Sultan besiegt und ich bin nur mehr ein einfacher Händler.“ Allerdings wieder ein Sklavenhändler, wie sein bezeichnendes Lächeln zur Genüge besagte.)

Trotz der strengen Gesetze der britischen Behörde werden eben Sklavenjagden und Sklavenhandel im geheimen betrieben. Ein Marabut von Benue jagte P. Lejeune offen heraus, der Sklavenhandel sei immer noch das einträglichste Geschäft. Er liegt ausschließlich in den Händen der Mohammedaner. Diese sind auch die Zwischenhändler zwischen den Europäern und den heidnischen Eingebornen. Solange von der Behörde dem Islam kein Damm entgegen gesetzt ist, sind alle Maßregeln gegen die Sklaverei wirkungslos. Wie sehr der Islam vorgezogen ist, beweisen die Städte am Benue mit ihrer 10.000 bis 15.000 Seelen starken mohammedanischen Bevölkerung. Allmählich sehen die Kolonialbehörden es auch ein, daß sie dem Mohammedanismus zu weiten Spielraum gelassen. Man hatte geglaubt, das Heidentum durch eine höhere Religion, wie es der Islam sei, ersetzen zu können. Nun verlangt man aber nach Volks- und Ackerbau schulen, nach Werkstätten und besonders nach einer höher stehenden Moral. All dieses kann aber die Religion Mohammeds nicht bieten. Die Aerzte beklagen sich über das schreckliche Ueberhandnehmen von gewissen Krankheiten, deren Träger und Verbreiter der Islam ist. So ruft man denn, allerdings nicht aus religiösen Beweggründen, sondern rein des zeitlichen Interesses halber die Missionäre zu Hilfe, daß sie den Eingebornen christliche Gesittung beibringen. Gouverneure, Kommissäre und Residenten gewähren den katholischen Missionären alle mögliche Erleichterung, überlassen ihnen ausgedehnte Grundstücke, führen den sogenannten befreiten Dörfern zahlreiche, den Räubern entriffene Sklaven zu und wirken mit an der Unterdrückung der barbarischen Sitten.

## Verschiedenes.

### Berichte des Marienvereins.

#### Pfarrgruppe St. Johann Evangelist, X.

Sonntag, 9. Oktober 1904, 6 Uhr abends, fand im Festsaal des Gemeindehauses des X. Bezirkes anlässlich des VI. Gründungsfestes eine Festversammlung des Marienvereins für Afrika, Pfarrgruppe St. Johann Evangelist, X., statt

(seit Gründung am 29. Juni 1899 die dreizehnte Versammlung). Der große Saal war trotz des stürmischen Wetters dicht besetzt. Erschienen waren unter anderen: die Domherren Arnold Graf zur Lippe, Anton Schöpfleuthner, die hochw. Kooperatoren Schlesinger und Zoelz, Bezirksvorsteher Hruza, die Bezirksräte Cymbal und Halbgebauer, Herr Armenrat Fritz, Frau Fürpaß, Vorsteherin vom Christlichen Mütterverein St. Anton von



Padua, X., und viele andere. Hochw. Sir, als Präsident des Vereins, eröffnete die Versammlung. Er bezeichnete die heutige Versammlung als eine Festversammlung, weil der Verein sein fünfjähriges Jubiläum begehe. Er wolle alle die Reden, die seit Bestehen der Pfarrgruppe von Favoriten gehalten wurden, inhaltlich in der Zeitschrift „Stern der Neger“ veröffentlichen. Der Verein hätte das Jubiläum am 29. Juni feiern sollen, allein die afrikanische Hitze des Sommers und der Umstand, daß zahlreiche Mitglieder um diese Zeit am Land weilen, gestattete es nicht. Hochwürden Sir gab nun einen Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit im Verein. Derselbe hielt am 25. März 1904 eine feierliche Weihe seiner eigenen Vereinsfahne.

Abgeliefert wurden im Jahre 1900 K 200, 1901 K 357, 1902 K 380, 1903 K 400; 1904 werden wieder K 400 abgeliefert werden. Dem Verein gehören seit seiner Gründung folgende Herren an: Leopold Hruza als Vizepräsident, Josef Halbgebauer als Sekretär, Johann Gymbal als Kassier; ferner H. Franz Friß, Franz Tippermann und Johann Schacherl. Die Festrede hielt P. Josef Kösters, Missionspriester von St. Gabriel-Wödling. Nach der Einleitung ging Redner zum eigentlichen Thema über: „Ueber die Vorbilder und die Aufgabe eines solchen Vereins, wie es der Marienverein ist.“

Das älteste Vorbild ist der kleine Marienverein an der Krippe zu Betlehem; dort lag der größte Missionär, der Gottessohn; um diesen scharte sich ein Marienverein von 2 Personen, Maria und Josef. Diese hatten die Aufgabe, das Kindlein aufzuziehen.

„Als Christus ins Leben trat, stand Josef zurück; da hatte der Heiland einen zweiten Verein nötig; es sind die frommen Frauen, die hier in der Mehrzahl versammelt und Mitglieder des Marienvereins sind. Denn kommt so ein Missionär in ein fernes Land, so steht er da, wohl mit Gottvertrauen, aber arm, sehr arm, daß er gar nicht weiß, was er anfangen soll. Er muß arbeiten und strenge; er muß bauen können das Bet-, Schul- und Wohnhaus usw. Aber alles können die Missionäre nicht tun. Sie sind auf die Gaben angewiesen, die ihnen aus Europa zufließen. Es besteht ein Verein der Frauen und Jungfrauen zur Unterstützung der Missionäre. Wie wäre es, wenn sich 15 bis 20 Frauen zusammenfänden, die einen Missionär gänzlich ausfertigten, andere wieder einen andern und so fort! — Ein dritter Marienverein, der ebenfalls biblisch ist, ist der, von dem der Apostel Paulus an die Äthäer schreibt, sie mögen überall das Land der Christengemeinde befestigen und eine Opfergabe für die Christen in Jerusalem senden. Was

kann nicht alles mit Gottes Hilfe geschehen! Wenn nur das Materielle geliefert würde, so wären die Missionäre schon geborgen. Zum Schluß meiner Rede möchte ich erwähnen, daß damals, als Christus geboren wurde, das römische Weltreich bestand, und in Betlehem lag in einer Krippe das Gotteskind. Und 300 Jahre später war das römische Reich verwüstet und das Christentum die Religion, die die Welt beherrschte. Aber die christliche Charitas, die einmal in Betlehem in der Krippe lag, diese hat die Aufgabe, die Welt zu erlösen und zu erobern. Es ist jene Charitas, die Spitäler gründet, die sich der Jugenderziehung, die sich der Armen und Hilfslosen annimmt, jene christliche Charitas, die Glück und Segen bringt in die weite Welt Gottes.“ Präsident Sir dankte dem Redner für seine herrlichen Worte und bittet alle, dem Marienverein treu bleiben zu wollen. Nach dem hochw. Herrn Sir hielt Sr. Gnaden Kanonikus Schöpfleuthner die Schlussrede. Er sprach über den Seeleneifer, den die Katholiken immer an den Tag legen sollen; katholisch heißt allgemein. Wir alle sollen mithelfen, daß die Heiden Christen werden. Der göttliche Heiland gab uns, als er zu Zachäus, und ein anderesmal — als er in das Haus des zukünftigen Evangelisten Matthäus ging, das schönste Beispiel des Seeleneifers. „So möchte ich Sie begeistern für die Sache Afrikas, auch für die Sache des X. Bezirkes. Bewahren Sie die Liebe, die tätig, leidend und geduldig ist. Harren Sie aus und bewahren Sie den Eifer im Marienverein für Afrika.“

### Pfarrgruppe St. Rochus, III.

Dieselbe hielt am 19. Oktober 1904 eine sehr gut besuchte Versammlung im großen Gemeinderatsaal ab. Der Konsulent hochw. Herr Kooperator Pfluger eröffnete dieselbe, indem er die Anwesenden aufs herzlichste begrüßte, besonders den hochw. Herrn Kanonikus Schöpfleuthner, geistl. Rat Pfarrer Gold, Missionspriester hochwürdigen Herrn Schöppelrey und die hochwohlgeborne Frau Baronin Billerstorff. Hochw. Herr Kanonikus hielt die erste Anrede, in welcher er die verschiedenen Arten besprach, durch welche man außer den Hauptbedingungen des Marienvereins: Gebet und Almosen, denselben unterstützen und fördern könnte. Zu diesen gehören die Veranstaltungen von Versammlungen, die diesbezüglichen Ausschusssitzungen, Verteilung und Verbreitung von Broschüren und Zeitungen, wie z. B. der „Stern der Neger“ etc. Besonders wurde aber hingewiesen auf die Notwendigkeit der Beschaffung von Kirchenwäsche und Paramenten, an welchen die armen Kirchenlein Afrikas noch so großen Mangel leiden; die Frauen und Mädchen der Pfarrgruppe würden daher gebeten, auch solche Arbeiten anzufertigen und vielleicht zur künftigen Generalversammlung eine kleine

Ausstellung davon zu veranstalten. Gott werde gewiß auch für all diese Mühen seinen Segen, Gnade und Heil über uns, unser Vaterland und die Landstraße senden. Hochw. Herr Pflüger überreichte wieder dem hochw. Herrn Kanonikus 220 Kronen, welche durch die Mitgliederbeiträge und Spenden im Lauf des Jahres eingegangen waren, und munterte die Mitglieder auf, ihre monatlichen Beiträge pünktlich bei den regelmäßigen Einkassierungen am ersten Monatssonntag abzuliefern. Die zweite Ansprache hielt der hochwürdige Missionspriester Schöppelrey, welcher in begeisternden Worten zeigte, wie der göttliche Heiland das Christentum für die ganze Welt gebracht und wie er seinen Aposteln gleichsam als Testament noch vor seiner Himmelfahrt den Auftrag gegeben hat, in der ganzen Welt und unter allen Völkern das Evangelium zu verkünden. Dieser Auftrag gelte aber nicht nur für die Apostel und deren Nachfolger, die Priester und Missionäre; jeder habe da seine Pflicht, mitzuarbeiten durch Unterstützung der Missionen, was eben durch Gebet und Almosen geschieht. Es wurden noch

anregende Beispiele von Opferwilligkeit erzählt sowie rührende Beispiele aus dem Missionsleben. In den Schlussworten erinnerte hochw. Redner an die Klage des Heilandes am Kreuz: „Mich dürstet!“ Wöge der Marienverein auch durch seine Bemühungen beitragen, den nach Seelen dürstenden Heiland zu trösten, auf daß nur ein Schaafstall und eine Herde sei. — In den Zwischenpausen wurden von Fr. Capel einige Lieder, begleitet von Fr. Schobert, sehr schön gesungen und mehrere Zöglinge aus dem Kloster der ehrw. Schulschwestern in der Apostelgasse deklamirten recht nett theils ernste, theils lustige Gedichtchen.

### Abreise von Missionären.

In verfloßenen Monat reisten in mehreren Partien zwölf unserer Missionäre in die Mission ab; vier von ihnen sind Tiroler. Zwei Aleriker, nämlich Anton Amin, aus Aegypten gebürtig, und Alois Mohn, werden erst in Khartoum die heilige Priesterweihe vom hochw. Biskar Monsignore Kaver Geher empfangen.

## Gebetserhörungen und =Empfehlungen.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen, bei welchen nicht Name und Wohnort der Redaktion angegeben werden, werden nicht veröffentlicht. — Die Abkürzung wird durch die Redaktion besorgt.

S. M. bei B. Dem göttlichen Herzen muß ich vor aller Welt Dank sagen, der Fürbitte der Mutter Gottes, des hl. Josef, der armen Seelen und des hl. Antonius für die schnelle Hilfe, die uns zuteil geworden. — Bitte dem allgemeinen Gebet recht zu empfehlen eine schwere zeitliche Angelegenheit, ein schwieriges Verkaufsangelegen, einige kranke und schwerbedrängte Familien, eine gemütskranke Person und eine verfolgte Familie.

N. N. in L. Dank dem göttlichen Herzen Jesu; eine Person sollte in eine Gegend kommen, wo alles protestantisch ist; ich versprach dem göttlichen Herzen Jesu, es zu veröffentlichen, wenn dies verhindert würde, und wirklich, es geschah. — Bitte ferners uns Gebet für mich und eine ganze Familie.

F. F. in L. Im September und Oktober d. J. hatte ich ein Ischias-Leiden derart, daß ich kaum 200 Schritte ohne Raft gehen konnte. Ich machte das Gelöbniß, eine Wallfahrt zu machen, probierte das Reisen und es ging derart

gut, daß ich nichts mehr von meinem Leiden verspüre. Tausendfachen Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der unbefleckten Jungfrau für die schnelle Heilung! — Bitte auch um das Gebet für meine kranke Frau.

\* \* \*

J. G. bittet um das Almosen des Gebetes für einen armen Bruder in Amerika, um guten Ausgang im Geschäft und daß er glücklich zurückkehre.

G. M. in M. bitten um Einschluß ins Gebet in schweren Anliegen.

J. E. K. bittet demütigst und inständig, seiner am Altar zu gedenken.

N. N. bittet, in seiner Geschäftswahl beim heiligsten Herzen Jesu und Maria seiner eingedenk zu sein.

G. K. in D. Bitte meine kranke Mutter dem heiligsten Herzen Jesu, der unbefleckten Jungfrau und dem hl. Antonius zu empfehlen, damit sie der liebe Gott recht bald wieder gesund werden läßt.

### Unsere Bitten.

Unserem Missionshaus fehlen noch manche Paramente für den Gottesdienst, wie Meßgewänder für Festtage, ein Velum humerale, Kirchenwäsche, besonders Alben, Chorröcke, außerdem noch ein Meßbuch. — Auch nehmen wir Bücher stets dankbar an.

## Gaben = Verzeichnis vom 23. November bis 13. Dezember 1904.

**Dyferstok:** N. N. Brigen für die Heidenkinder Nr. 10; J. Duitchner S. Nr. 2; Fr. Niederer Obermarkersdorf Nr. 5; durch Koop. A. Pfeifhofer Nr. 60; J. Plattner Nr. 1; H. H. Pfarrverweser E. Schäfer Nr. 18; J. B. Sch. Lanterach Nr. 5; J. Nr. Zmsbruck Nr. 2; durch E. Soldner von einem ungenannt sein Wollenden Nr. 20; H. P. B. Grüner O. S. B. Nr. 20; aus Sankt Valentin Nr. 100; Josef Mchener Nr. 100; H. H. Benefiziat Fr. Nagger Nr. 10; Fr. J. Lochen Nr. 10; durch Deh. Fr. Große für Missionszwecke Nr. 20; J. N. Feldthurns Nr. 6; Schwester M. Mocoque Perknann Nr. 2; J. Engelbert Nr. 2; H. H. Pfarrer R. Schöck Nr. 20; H. H. Koop. Grabner Nr. 3; Valerie v. Ziegler zum Postamt zweier Heidenkinder Nr. 42; von derselben fürs Missionshaus Nr. 2; Josef Aninger für die notleidendste Mission in Afrika Nr. 2.40; Kresz. Ugger für die Missionen in Afrika Nr. 10; Kath. Leonardelli für die Missionen Nr. 20; Sammlung der theol. Quartalschrift Lnz fürs Apost. Vikariat in Zentralafrika Nr. 13; A. Schreiber zur Taufe eines Regerknaben Josef Antonius Nr. 21; H. H. Koop. Stirner zur Taufe zweier Regerknaben und Philomena Nr. 49.14; Pfarrer Leop. Schwarzbauer Nr. 2; Adam Hettentkofer (samt Abonnement und für heilige Messen) Nr. 5.86; Andreas Bieringer Nr. 7.96; Heinrich Höner (samt Abonnement) Nr. 4.69; M. Adam Nr. 1.16; Kreszenz Ugger (samt Abonnement) Nr. 14; Gebrüder Müller (samt Abonnement) Nr. 20;

Wilhelm v. Bintlner Nr. 3; durch M. Sommeregger (samt Abonnement) Nr. 50; Pfarrer Peter Stanger Nr. 2; Eduard Soldner (samt Abonnement) Nr. 5; Elise Mayer Nr. 2; Jos. Egger Nr. 1; Franz Moll (samt Abonnement) Nr. 3; Anna Schaber (samt Abonnement) Nr. 10; bischöfl. Gnaden Dr. Schöbel Nr. 8; Paul Hummer Nr. 1; Joh. Barsch Nr. 1; Lehrerin E. Knickenberg (samt Abonnement) Nr. 11.75; Ferdinand Kälger (samt Abonnement) Nr. 4; Ferd. Marktstorfer Nr. 2.15; Kath. Mäjer (samt Abonnement) Nr. 5; Rosalie Erbler (samt Abonnement) Nr. 1; Fr. Steinmaier (samt Abonnement) Nr. 4; Julie Donat Nr. 2; Fr. Alois Matt Nr. 1; Fr. Michael Dautenmerk (samt Abonnement) Nr. 23.50; Josef Pitzieler Nr. 1.

**Bücher sandten ein:** H. H. Kanon. Oberkofler; Aloisia Samhaber; Lehrer Schröder; Albert Bucher. Ferner J. Belezny, ein neues Phrwiale; Phil. Oberimpfner, Wolle; M. Mocoque, Ansichtskarten und Freimarken.

**Zur Verfolgung heiliger Messen:** Josef Duitchner Nr. 2.40; J. Stemberger Nr. 7; J. Steiner Nr. 6; M. N. Nr. 1; Ad. Hettentkofer Nr. 3.51; Geschwister Müller Nr. 30; M. Vockenhuber Nr. 2; Chr. u. Th. Stecher Nr. 12; Meusburger Nr. 44.20; Frein B. v. Nagel Nr. 88.85; A. Schreiber Nr. 2; H. H. Vikar Peltzer Nr. 85.82; Jrl. Kistler Nr. 52; A. Kuhl Nr. 8; H. H. Pfarrer E. Laucher Nr. 76.39; H. H. Pfarrer R. Schöck Nr. 40; Maria Vockenhuber Nr. 2.

## Abonnements=Erneuerungen.

Vom 22. November bis 12. Dezember haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 97, 100, 145, 162, 182, 185, 203, 205, 249, 262, 1036, 1167, 1259, 1381, 1398, 1495, 1515, 1518, 1524, 1525, 1710, 1875, 2022, 2047, 2073, 2098, 2100, 2271, 2457, 2468, 2522, 2584, 2608, 2660, 2780, 2854, 2860, 2936, 3023, 3066, 3264, 3280, 3419, 3456, 3525, 3528, 3566, 3862, 3873, 3921, 3939, 3977, 4096, 4300, 4420, 4422, 4431, 4516, 4527, 4559, 4596, 4703, 4748, 5038, 5102, 5118, 5282, 5515, 6080, 6153, 6154.

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck.     △   △   △

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

### Ein schönes Andenken an das 50jährige Jubiläum

der feierlichen

Erklärung des Glaubensbekenntnisses von der unbefleckten Empfängnis der seligsten Jungfrau Maria  
ist das Werk:

# Maria Immakulata,

das große Gnadenzeichen am Himmel des neunzehnten Jahrhunderts.

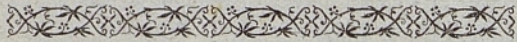
Von P. Philibert Seeböck O. F. M., Lektor der heiligen Theologie.

Kirchlich approbiert. Durch viele Bilder illustriert. XIV und 384 Seiten in gr. 8°. Brochirt K 5 = Mk. 5, in elegantem Leinwandband mit Rotschnitt K 6.20 = Mk. 6.—

Ein herrliches Werk, ein prachtvolles Andenken an das Jubeljahr der unbefleckten Gottesmutter Maria! Es eignet sich sehr als Weihnachtsgeschenk und sei darum allen Marienkindern aufs wärmste empfohlen.

# In der Alphonsus-Buchhandlung zu Münster in Westfalen sind erschienen:

**Geschichten für Meukommunikanten.** Für die Zeit vor und nach der ersten heiligen Kommunion verfaßt von Ferdinand Wacker, Pfarrer. — 5. Auflage, elegant gebunden Mk. 1.80. — Eine vorzügliche, höchst brauchbare Sammlung von Erzählungen und Musterbildern für den ersten Tag der heiligen Kommunion. Das Buch kann ebenso den Erstkommunikanten, aber auch anderen als fesselnde und erbauende Lektüre in die Hand gegeben, wie von Seelsorgern zum Vorlesen am Schluß der einzelnen Lehrstunden verwendet werden; es sei bestens empfohlen, wie auch die Zahl der Auflagen es schon empfiehlt.



**Der schönste Tag des Lebens.** Erzählungen, Belehrungen und Gebete für die Vorbereitungszeit der heiligen Erstkommunion, verfaßt von M. Hoboff (mit einem Vorwort von Pfarrer Th. Meining). — 3. Auflage, 64 Seiten, elegant geheftet 20 Pfg. — Die durch ihr Buch „Glodenlänge fürs Kinderherz“ vorteilhaft eingeführte Verfasserin gibt in der ihr eigenen herzlichen Sprache in vorliegendem Werkchen in der Form von Erzählungen den Erstkommunikanten wertvolle Belehrungen und Ermahnungen.

**Die unbefleckte Empfängnis.** Lesungen und Gebete für eine Novene oder Monatsandacht zu Ehren der makellosen Jungfrau Maria. **Festgabe zum Immakulata-Jubiläum 1904** von P. Jos. Bättenschwiler S. J., Redakteur des „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“. — 384 Seiten, brosch. Mk. 1.80 (K 2.10), geb. Mk. 2.15 (K 2.50). — Ein echter Edelstein prüft nach allen Seiten Feuer. So sind die Wahrheiten des heiligen Glaubens voll Licht und Schönheit, von welcher Seite man sie auch betrachten mag. Das vorliegende Buch unterwirft den Gnadenvorzug der unbefleckten Empfängnis Maria einer allseitigen Erwägung, eben um zu zeigen, wie viel Herrlichkeit und Trost er erhält. Entsprechend diesem Zweck behandelt der Verfasser die unbefleckte Empfängnis in leichtverständlicher, mit zahlreichen Vergleichen und Beispielen geschmückter Sprache: als Geheimnis der Ehre für Maria — des Trostes für uns — der Hoffnung für die Kirche. Das elegant ausgestattete Werk dürfte übrigens nicht bloß zur würdigen Begehung des gegenwärtigen Jubiläums schätzbare Dienste leisten, sondern auch ein schönes Andenken an das marianische Jubiläum bilden. Auch als Lektüre für den Maimonat wird es bleibenden Wert haben. Prediger und Vorstände marianischer Vereine (Kongregationen zc.) werden darin viel brauchbares Material für Vorträge finden.

## Wie, du halt noch nicht die „Kath. Blätter“?

Das wäre nicht schön von dir. Zum sieben- und fünfzigstenmal treten sie mit 1. Jänner ihren Rundgang an durch Stadt und Land. Eine Zeitschrift, die in unserer raschlebigen Zeit, in der fast täglich neue Zeitschriften wie die Pilze aufschießen, durch volle 56 Jahre ihre Freunde und Abonnenten sich erhalten hat, braucht sonst kein Wohlverhaltenszeugnis mehr.

Und jetzt, da der weitbekannte Volkschriftsteller Domprediger Besendorfer die Redaktion übernommen hat, wird es mit dem Blatt gewiß nicht zurückgehen. Von Neujahr an erscheinen die „Kath. Blätter“ im neuen Gewand mit grünem

Umschlag, alle 14 Tage ein reich illustriertes Heft mit echt populär geschriebenem Inhalt; neben ernstem Artikel Schalkhaft-Lustiges, das gerne gelesene Pilger-Blauderfstübchen (Berichte aus Jerusalem, Lourdes und Rom), die flottgeschriebene Weltschau; im Fragekasten geben sich die Abonnenten Rendezvous, die Rubrik „Aus Welt und Wissen“ liefert Aufklärung über den Fortschritt der Zeit und so gibt's zu lesen in Hülle und Fülle.

Ein Probe-Abonnement auf 1/2 Jahr kostet mit Postzusendung nur K 1.50, einzuzenden an die Kath. Pressevereinsdruckerei in Linz.

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Die heilige Kommunion,

das kostbarste Geschenk des Herzens Jesu.

Belehrung und Gebete von P. Franz Hattler S. J.

Zweite, vermehrte Auflage. — Mit fürstbischöflicher Approbation und Erlaubnis des Ordensobern. Zirkel 350 Seiten in 8°.

Mit 2 Bildern. — Broschiert K 1.80 — Mt. 1.80, in Leinwand mit Rotschnitt K 2.40 — Mt. 2.40.

### Inhalt:

	Seite
Zum neuen Jahre	1
Ein Besuch der Missionsstationen am Bahr el Ghazal	2
Vom Nil zum Roten Meer	6
Das Schmiedehandwerk bei den Schilluk	10
Eine Flußpferdjaagd	14
Das erste öffentliche kirchliche Fest in Kayango	15
Reiseerlebnisse	16
Aus dem Missionsleben: Sklaverei in Afrika	19

	Seite
Verchiedenes: Berichte des Marienvereins	22
Abreise von Missionären	24
Gebetserbörungen und -Empfehlungen	24
Abbildungen: Missionsbischof Franz Xaver Geyer mit seinen Missionären. — Schmiede der Schilluk. — Krieger der Njam-Njam. — Die heiligen drei Könige im Stalle zu Bethlehem. — Die zuletzt abgereisten Missionäre.	24